Der Bazar.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 26. | Man abonniert bei allen Postanstalten und Buchhandlungen. | Berlin, 5. Juli 1897. | Vierteljährlich 2½ Mark. Monatlich erscheinen vier Nummern. | 43. Jahrg.

Principe Tancredo.

Erzählung von Klaus Rittland.

Nachdruck verboten.

Ich bin ein Weltkind und liebe das Leben, das bunte, bewegte, wogende Leben. Je stürmischer seine Wellen mich umbrausen, desto wohler fühle ich mich. Aber einen Augenblick hat es gegeben, wo der Gedanke in mir aufstieg, die Existenz eines frommen Klosterbruders, der, abgeschieden vom zudringlichen Weltgetöse, in gottgefälliger Beschaulichkeit und Seelenpflege seine Tage hinlebt, möchte doch auch ihre großen Reize haben. Das war, als ich zum erstenmal den Klosterhof von Monreale betrat.

Hoch oben über Palermo, an der bergigen Straße, die nach Alcamo und Trapani führt, liegt der alte Erzbischofssitz, das Städtchen Monreale, das dem „guten" Normannenkönig Wilhelm II. unsterblichen Ruhm verdankt. Er hat ihm seinen herrlichen Dom und ein prächtiges Benediktinerkloster geschenkt, von dem leider nur noch der genannte Hof besteht.

Geblendet, überwältigt, von Staunen und Bewunderung erfüllt, hatte ich soeben den Dom verlassen, das glänzendste Muster jenes aus byzantinischen, romanischen und arabischen Elementen gemischten Baustils, den die Normannen in Sizilien geschaffen. Noch nie war mir in einem Werk von Menschenhand so glänzende, satte, überreiche Farbenpracht, abgetönt zu so edler Harmonie, entgegengetreten. Einen besonders mächtigen Eindruck hatte mir das kolossale Brustbild des Erlösers gemacht, das von der Tribuna in finstrer, starrer, unheimlicher Byzantiner-Majestät herabblickt. Die strengen Augen verfolgten mich überall.

Da trat ich in den stillen Klosterhof — und der beklemmende Bann war gebrochen. Hier wehte sanfte, milde Friedensluft! Ein üppig wuchernder Rosengarten bildete das Innere des viereckigen Raumes. Kreuzgänge umschlossen ihn von allen Seiten und öffneten sich nach dem Hofe zu in musivisch ausgelegten Spitzbögen, die von zierlichen, paarweise geordneten Säulen getragen wurden, reizende Säulchen, Sonette in Stein, mit einer Fülle feinster Ornamentik bekleidet, die Schäfte bald kanelliert, bald glatt, bald spiralisch, bald wellenförmig umzogen, die Kapitäle zum Teil phantastische Tier- und Menschengestalten bildend, zum Teil arabeskenartige Formen, manche auch mit naiven Reliefdarstellungen geschmückt. Keins glich dem andern. Jedes war ein kleines Kunstwerk für sich. Unerschöpfliche Phantasie, liebevolles Versenken, kindliche Freude an der schönen Form sprach sich in dieser anmutigen Architektur aus. Süßer, warmer Rosenduft, tiefe Stille ringsumher. Nur ein von Marmorsitzen umgebener Springbrunnen rauschte seine verträumte Melodie. Es war ein Ort, wo man wohl vergessen konnte, daß es Leid und Kampf in der Welt giebt und grelle, widerwärtige Mißtöne, ein Heim für stille, vornehme, von den Schlacken niedrer Menschlichkeit gereinigte Geister.

Langsam durchschritt ich die schönen Bogengänge, gefolgt von einem alten Manne, wohl eine Art Aufseher, der mich hereingeführt, und freute mich, daß kein lärmender Touristenschwarm mein stilles Genießen störte. Nur ein einziges Menschenwesen saß dort in der Ecke auf einem Feldstuhl, ein Knabe, nach der kleinen Gestalt zu urteilen. Tief hielt er den Kopf über einen dicken Folianten gebeugt und kritzelte dazwischen auf ein Stück Papier. „Allen Respekt vor der Strebsamkeit sizilianischer Schulknaben, die die Stille des alten Klosterhofes zur Ausarbeitung ihrer Exercitien benutzen," dachte ich bei mir und vertiefte mich weiter in die Musterung der reizenden Säulchen. „Können Sie mir sagen, welcher Künstler dieses Werk geschaffen hat?" fragte ich meinen Führer.

Er zuckte die Achseln. „No, signore, das weiß niemand."

„Eine einzige Spur hat man von der Persönlichkeit des Künstlers gefunden," ertönte da eine angenehme, sanfte Stimme an mein Ohr. Ich schaute mich um. Der vermeintliche Schulknabe stand neben mir. Aber das war kein Knabe! Ich blickte in die ernsten, scharfgeschnittenen Züge eines jungen Mannes. Groß und edel wölbte sich die Stirn über den leuchtenden Augen — ein bedeutender Kopf! Doch leider saß er auf einem elenden, verwachsenen, kleinen Körper. „Wenn es Sie interessiert, will ich Ihnen eine Inschrift zeigen. Und er führte mich vor eine Säule, auf der ich die Worte: „Ego Romanus filius Constantinus Marmorarius" las.

„Das ist alles, was man von ihm weiß," fuhr der Fremde fort. „Leider! Den mittelalterlichen Künstlern war die Ichsucht der heutigen fremd. Sie verschwanden hinter ihrem Gegenstand. Aber wir Modernen fragen nun einmal stets nach dem Meister, wenn das Werk uns entzückt. Ich habe oft förmliche Sehnsucht, Näheres über den Romanus zu erfahren."

Besuchs- oder Standesamtstoilette.

Beschreibung S. 320.

„Sie scheinen hier ganz heimisch zu sein," bemerkte ich, „ein schöner Ort zum Arbeiten!" Er nickte zustimmend und hinkte zu seinem Folianten zurück.

Ich grüßte ihn, bevor ich den Hof verließ und fragte dann den Alten, ob er mir sagen könne, wer dieser junge Mensch sei.

„Nun — der kleine Principe!" antwortete er, augenscheinlich erstaunt, daß jemand existierte, der den „kleinen Principe" nicht kannte.

„Ein Fürst — ein Principe?" fragte ich ungläubig. Der kleine Bucklige in seinem abgeschabten Röckchen hatte so garnichts Fürstliches gehabt.

„Si, signore — der Principe Tancredo Aldimonte. Er hat einen Palast am Cassaro (der Hauptstraße Palermos), aber sonst ist er nicht reich, und so elend und verkrüppelt — poverino!"

Als ich nach kurzer Wanderung durch die Straßen Monreales meinen Wagen wieder erreicht hatte, der mich nach Palermo heimbringen sollte, bemerkte ich den kleinen Principe in eifriger Unterredung mit einem in der Nähe haltenden Carozza-Führer; augenscheinlich ein Palermitaner, der für die Rückfahrt frei war und den Tancredo Aldimonte billig mieten zu können hoffte. Aber sie wurden nicht handelseins. Ermüdet und mißmutig wandte sich der kleine Krüppel ab. Da trat ich auf ihn zu und bot ihm einen Platz in meinem Wagen an. Tancredo wurde dunkelrot. Aber nach kurzem Zögern nahm er meinen Vorschlag an.

Und so fuhren wir miteinander auf der breiten, gewundenen, mit Brunnen und Steinsitzen im Zopfstile geschmückten Straße bergab. Einzig schön, strahlend in wunderbarer, südlicher Herrlichkeit breitete sich ein lachender Garten zu unsern Füßen aus: die conca d'ora, jenes bergumschlossene, meerbespülte, sonnendurchglühte, irdische Paradies! Hier schöpft die Natur aus dem Vollen. Das ist ein Wachsen, Grünen, Blühen und Reifen, ein verschwenderisches Ueberquellen strotzender Lebenskraft. Da breitet die graugrüne Olive ihre verschnörkelten Aeste aus, da rankt sich die lustige Weinrebe empor, da erhebt sich die düstre Cypresse, die stolze Pinie. Wie ein sanftgrüner, seltsam gemusterter Mantel bedeckt die indianische Kaktusfeige den steinigen Berghang, und aus dichten, üppigen, lang hingestreckten Orangenhainen glänzen weißschimmernde Gartenhäuser und prächtige Lustschlösser hervor. Weit und groß, in seliger, sonniger Götterruhe, dehnt sich dort im Norden die dunkelblaue Meeresflut aus, in der die stolze Stadt Palermo — Palermo felice! — ihr königliches Antlitz spiegelt; ein köstliches Bild, links abgeschlossen durch die trotzigen, kühngeschwungenen Umrisse des Monte Pellegrino, rechts durch die weit vorspringende Felszunge des Kap Zaffarano — alles warm und goldig überstrahlt von der sinkenden Nachmittagssonne.

Wir brachten den ersten Teil der Fahrt ziemlich einsilbig zu. Schwärmerischen Blickes genoß der arme Krüppel die Schönheit der — doch sicherlich schon hundertmal geschauten — Landschaft. Nach und nach kamen wir in ein lebhafteres Gespräch. Ich erfuhr, daß der kleine Principe mit einer großen litterarischen Arbeit beschäftigt war: einem Roman aus der Zeit der Eroberung Siziliens durch die Normannen; daß er bisweilen auf einige Tage zu einem Freunde nach Monreale zöge, weil er dort mehr Ruhe zum Schaffen habe, und daß der erste Band des Romans heute fertig geworden sei. Mit großer Lebendigkeit schilderte er mir, welch dankbarer Stoff für poetische Bearbeitung die Zeit der Wilhelme und Rogers sei, in der sich auf so einzige Art morgen- und abendländische Kultur verschmolzen, da die normannischen Eroberer, frei von religiösem Fanatismus, die reifen Früchte der verfeinerten, sarazenischen Bildung zu genießen verstanden, sich das Beste, was sie vorgefunden, zu eigen gemacht und so eine kurze Glanzperiode geschaffen hätten, die trotz aller wilden Kämpfe und Ungeheuerlichkeiten einen Lichtblick im dunklen Wirrwarr der sizilianischen Vergangenheit bedeute.

Er war ein gründlicher Geschichtskenner und ein feuriger Patriot, der kleine Principe. Hell funkelten seine schwarzen Augen, als er die blutige Befreiungsthat der „sizilianischen Vesper" erwähnte, und finstre Schatten legten sich über seine beweglichen Züge, da

er auf die demütigende Polizeiherrschaft des neapolitanischen Governo zu sprechen kam.

Auf seine persönlichen Verhältnisse vermied er, näher einzugehen. Die Erwähnung seiner Familie schien peinliche Saiten in seinem Innern zu berühren; aber als wir uns vor dem Hotel Trinacria trennten, versprach er mir, mich dort in den nächsten Tagen einmal aufzusuchen.

Am folgenden Nachmittag machte ich einen Spaziergang an der Marina entlang, der herrlichen Strandpromenade, wo um diese Zeit die Hautevolée Palermos wogte. Ich sah dieses bunte, glänzende Treiben zum erstenmal, da ich erst vor wenigen Tagen in Sizilien angekommen war. Mein Vetter, dessen Hochzeit mit der Tochter eines in Palermo ansässigen deutschen Großkaufmannes vor drei Tagen stattgefunden, hatte mich hierhergelockt: da Sizilien so hübsch an meinem Wege läge, sei es Verwandtenpflicht von mir, ihn zum Altar zu geleiten. Ich war nämlich als Vizekonsul nach Smyrna versetzt, und da ich mir schon längst gewünscht, die Cyklopeninsel kennen zu lernen, hatte ich, dem Rufe meines Vetters folgend, beschlossen, über Palermo und Catania nach dem Orient zu reisen.

Palermo hatte alle meine Erwartungen übertroffen. Selbst Neapels Glanz verblich vor dieser plastischen, leuchtenden Herrlichkeit. Noch glühender strahlte hier die südliche Sonne, noch leidenschaftlicher jubelten die vollen, ungebrochenen Farbentöne, noch heißer funkelten die Augen der schönen Frauen, und dabei hatte alles einen gewissen großen Stil, einen edlen, kräftigen Schwung, etwas von orientalischer Würde und spanischer Grandezza.

Ein junger Sizilianer, den ich auf dem Hochzeitsfest kennen gelernt, schloß sich mir an und nannte mir die Namen aller vorbeischwebenden und -rollenden Schönheiten.

Da erregte eine stattliche, schwerfällige, rappenbespannte Equipage meine Aufmerksamkeit: drei Damen saßen in den schwellenden Polstern; eine ältliche, schwarzgekleidete, mit verschwommenen Zügen, unsauberem Teint und matten, kleinen Aeuglein, und zwei reizende Mädchengestalten in Rosa, mit großen, kokett aufgeschlagenen Rembrandthüten, von denen lange, weiße Federn herabnickten. Die eine voll, üppig, fast frauenhaft, mit rötlichem Tizianhaar und milchweißer Hautfarbe lehnte herausfordernd gleichgiltig im Fond des Wagens. „An Bewunderung gewöhnt!“ bedeutete ihre Haltung. Die andre, jüngere dagegen, eine tiefbrünette, echt sizilianische Schönheit, ließ ihre schwarzen Feueraugen voll sprühender Lebenslust umherblitzen und dankte für jeden Gruß mit anmutig lächelnder Grazie. Jede deutsche „höhere Tochter“ würde diese Art zu grüßen als „furchtbar kokett“ verurteilt haben, der jungen Südländerin aber verlieh sie nur einen Reiz mehr.

„Entzückende Erscheinungen! Wer ist das?“ rief ich lebhaft und stieß meinen Begleiter an, der tiefversunken einer verblühten Französin nachschmachtete.

„Wer? Ah, dort! Die Principessa Aldimonte mit ihren beiden Töchtern.“

„Schwestern des kleinen Verwachsenen?“ fragte ich überrascht.

„Jawohl. Kennen Sie Tancredo? Armer Junge! Die Mädchen sind reizend — aber arm, ganz arm.“

„Aber die ansehnliche Equipage da gehört doch der Principessa?“

„Freilich, das Wappen der Aldimonte ist sogar am Wagenschlag angebracht. Was wollen Sie?“ Er lachte. „Das ist unsre Aristokratie! Sie hungern, aber die Carozza wird nicht verkauft.“

„Lassen Sie uns umkehren!“ bat ich. Gern wäre ich dem Rappenfuhrwerk mit seinem schönen Inhalt noch einmal begegnet. Aber es war zu spät. Das Ave Maria-Läuten begann — das wilde, stürmische, ungeduldige, sizilianische Glockengerassel, das mir anfangs immer den Eindruck machte, als bedeutete es Feuersbrunst oder Aufstand, nicht Gottesdienst. Und mit dem Glockenlärm verschwand die Wagenmenge von der Marina. Alles eilte in raschem Tempo nach Hause. Bald senkte sich die Dämmerung hernieder über die verödete Promenade.

Als mich einige Tage später Tancredo Aldimonte besuchte, bat ich ihn, mich bei seiner Familie einzuführen. „Meine Mutter wird sich freuen, Sie kennen zu lernen,“ antwortete er, aber es klang so kühl und zögernd, daß ich fast meine Bitte bereute und mir im stillen vornahm, auf die Bekanntschaft zu verzichten. Schließlich siegte aber doch mein Wunsch, die reizenden Schwestern des kleinen Principe in der Nähe zu betrachten, und als er mich eines Tages auf der Straße traf und fragte, ob er mich heute abend zur Stunde der „conversazione“ im Salon seiner Mutter begrüßen dürfe, sagte ich zu.

Voll Neugierde und Erwartung durchschritt ich gegen Abend die lange Cassarostraße und trat in das stattliche, nach Art der meisten palermitanischen Paläste mit einem großen, ausgebauchten, vergoldeten Gitterbalkon im Barockgeschmack versehene Gebäude, das man mir als den „Palazzo Aldimonte“ bezeichnet hatte.

Aus dem weiten Hausflur wehte mir eisige Kälte entgegen. Die breiten Marmortreppen machten einen vornehmen Eindruck, aber der Stuck an den Wänden war überall abgebröckelt, und in den Ecken hausten still und unbehelligt große Spinnenfamilien.

Ein alter, verschimmelt aussehender Mann, der sehr nach dem Stall roch und durch eine abgeschabte, in allen Farbennuancen spielende Livree und schmutzige, weiße Handschuhe als Bedienter gezeichnet war, führte mich mit gravitätischer Feierlichkeit in den „salone“, einen weiten, öden Raum. Der Marmorfußboden war von durchgetretenen Matten und Teppichen spärlich bedeckt; hohe, goldrahmige Spiegel, mit bedenklichen Sprüngen durchzogen, ein Dutzend Rohrstühle, ein Pianino, ein altertümlicher Tisch mit wackligen, geschweiften Beinen, ein Sofa und etliche Polsterstühle, deren großgeblümte Damastbezüge tiefklaffende Wunden aufwiesen und in ihrer melancholischen Verschossenheit die düstre Lehre von der Vergänglichkeit alles Irdischen predigten — das war die ganze Einrichtung des riesigen Prunksaales.

Die Principessa — keine Sizilianerin, sondern eine geborene Russin, wie mir der Sohn erzählt hatte — saß in einem Kreise älterer Damen, deren Mittelpunkt ein süßlich lächelnder Abbate bildete, während die beiden schönen Töchter in einer Fensternische standen und über die Scherze eines tadellos gekleideten langen, spindeldürren, alten Herrn mit einem unangenehmen, pergamentfarbigen Gesicht lachten.

Daneben lehnten Tancredo und ein weibliches Wesen mit einem plumpen, blassen Gesicht und kurzgeschnittenen Haaren von der unerquicklichen Farbe, die man gewöhnlich als „semmelblond“ bezeichnet. In ihrem schlichten, grauen Lodenkostüm sah diese junge Dame neben den beiden andern wie ein unscheinbarer Spatz neben zwei schillernden Paradiesvögeln aus.

Tancredo hinkte mir lächelnd entgegen. Seine Mama reichte mir huldvoll die stark gepuderte Rechte, überflog meine ganze Gestalt mit einem scharf prüfenden Blick und fragte mich — nach einigen gleichgiltigen Begrüßungsworten — ziemlich unvermittelt, was ich über die neueste italienische Musik dächte. Tancredo überhob mich der Antwort, indem er bat, mich der übrigen Gesellschaft vorstellen zu dürfen. Dabei erfuhr ich, daß seine rotblonde Schwester Olga hieß, nach der russischen Mama, während die schwarzäugige den wohlklingenden Namen Ginevra führte. Das Fräulein mit dem semmelblonden Knabenhaar wurde mir als „Tatjana Nikolajewna“ bezeichnet, „eine liebe Cousine aus Rußland, die auf ein halbes Jahr zu uns gekommen ist, um sizilianische Verhältnisse zu studieren.“ So belehrte mich Olga. Was für Verhältnisse und zu welchem Zweck, das blieb mir unklar.

Der pergamentfarbige Herr hieß Crampucci, war Neapolitaner und schielte mich mißtrauisch an. Wahrscheinlich fürchtete er in mir einen künftigen Courmacher der reizenden Ginevra. Die Blicke, mit denen er dieses schöne Geschöpf verschlang, hatten etwas unverschämt Vertrautes.

Jetzt leuchteten Ginevras Augen verräterisch auf, und sie ließ Crampuccis letzte Bemerkung unerwidert. Er sah sich um, indem er noch um eine Schattierung gelblichgrauer wurde.

„Ah, Alberto und der Cavaliere Liotti!“ rief der kleine Principe, freudig auf zwei eintretende Herren zueilend. Das zierliche Puppengesicht des einen war mir bekannt. Schon häufig hatte ich ihn in den besuchtesten Cafés beobachtet, wo er, ein Schälchen Granita schlürfend, seine spitzen Lackschuhe beliebäugelnd, mit dem silberbeschlagenen Spazierstöckchen wippend und die vorbeikommenden Mädchen anlächelnd, seine Stunden angenehm und erbaulich zu verbringen pflegte. Das war Alberto, Tancredos jüngerer Bruder. Der andre — ein schöner, finsterblickender Vollblut-Sizilianer, so wie man sie wohl in Theaterstücken gewohnt ist, den Dolch in steter Bereitschaft; meistens morden sie im fünften Akt oder werden gemordet — erregte bei seinem Eintritt allgemeine Aufmerksamkeit.

„Endlich!“ rief die Principessa. „Ich hatte schon gefürchtet, wieder auf meine geliebte Musik verzichten zu müssen.“

„Wie lange haben Sie sich nicht sehen lassen!“ flüsterte Ginevra mit einem zärtlichen Flammenblick.

„Gute Politik, sich rar zu machen!“ schnarrte Crampucci.

Der andre würdigte ihn keiner Antwort. Man haßt in Sizilien kräftig.

Jetzt reichte, während sich der Salon mehr und mehr füllte, der alte Diener Limonade und Mandelmilch, alles stark verdünnt, umher. Lebhaft schwirrte die Unterhaltung. Unter den männlichen Gästen war der geistliche Stand reichlich vertreten, außerdem fast nur junge Leute aus den besten Kreisen Palermos, während mir das weibliche Element mehr zweiten Ranges zu sein schien. Man sah viel unechten Schmuck und roch billige, schwüle, süßliche Parfüms.

Olga bildete offenbar den Hauptanziehungspunkt für die Herrenwelt. Sie war die anerkanntere, allgemeinere Schönheit, während Ginevra sich nur weniger, aber desto leidenschaftlicherer Verehrer erfreute. Jetzt winkte die Principessa den Cavaliere Liotti heran. Dieser nahm eine Geige aus ihrem Kasten und schritt mit der Hausfrau an das Klavier. Einigen Gästen fiel es plötzlich ein, daß sie schleunigst fort müßten, um noch die Signora Soundso zu besuchen. „Mama spielt jetzt mit Liotti eine ihrer eignen Kompositionen,“ flüsterte mir Tancredo zu, „aber nachher trägt er auch noch etwas andres vor,“ fügte er tröstend bei. „Und er ist wirklich ein Künstler von Talent!“

Mamas Musik war augenscheinlich gefürchtet in diesen Räumen. Die nicht geflüchteten Gäste nahmen alle so schmerzlich resignierte Mienen an! Ich erwartete nichts Gutes. Mit unbarmherziger Wucht schlug die Principessa ein kurzes, rauschendes Präludium aus den Tasten heraus. Dann folgte das „eigne“ Produkt. Ein unendlich eintöniges, schleppendes Adagio mit sehr vielen Synkopen wälzte sich dahin, lange, lange; bisweilen wurde es durch kurze, abgehackte Prestissimosätze unterbrochen, die heftigen Fieberschauern glichen, und schließlich endete das Ganze in einem quietschenden, hohen Ton, der wie ein Hilferuf klang.

Rasender Applaus.

Die Schöpferin des genialen Ohren-Marterwerks rief mich herbei. „Ihr Urteil, bitte!“ — „Höchst originell,“ stammelte ich und sah dabei jedenfalls sehr ratlos aus. Das schien sie für Ergriffenheit zu halten; denn heftig packte sie meine Hand: „Sie haben mich verstanden!“

Dann wurden wir durch Solovorträge des jungen Geigers entschädigt. Liotti spielte meisterhaft, dämonisch-fesselnd. Er erinnerte an Sarasate.

In den Pausen setzte mir die Principessa auseinander, daß sie allmählich dahin gekommen sei, alle bisherige Musik, alte und moderne, zu verachten. „Nichts Großes, Wahres, Echtes,“ behauptete sie. „Entweder leeres Tongeklingel oder hohle Charakteristik. Selbst Wagner. Es muß eine neue Musik geboren werden, eine ganz neue, eine Musik, die aus dem tiefsten Urgrunde des Seins schöpft, verstehen Sie?“ Mit einem durchbohrenden, förmlich drohenden Blick. Ich zog die Augenbrauen in die Höhe und nahm einen Schluck Mandelmilch. Ich hätte mich so gern ihren vertraulichen Mitteilungen entwunden, aber das gestattete sie nicht. Mit einem schönen, bewunderungswürdigen Selbstvertrauen gestand sie mir, daß sie selbst den Grundstein zu diesem reformatorischen Musikneubau legen wolle.

Noch kurze Zeit, dann zerstreuten sich die Gäste. Ich befand mich nebst Crampucci und dem Geiger unter den letzten. Die beiden Herren wollten sich mit mir zusammen verabschieden, aber der Neapolitaner wurde von der Hausfrau zurückgehalten. „Noch auf ein Wort, lieber Freund, ich möchte einen Rat von Ihnen haben.“

Ein spöttisches Lächeln flog über sein Gesicht, während er erwiderte: „Sie wissen, daß ich stets zu Ihren Diensten stehe, Principessa!“

Der kleine Principe blickte stirnrunzelnd auf seine Mutter. Er sah in diesem Moment sehr unglücklich, mitleiderregender denn je aus.

Am nächsten Morgen wollte ich mit Tancredo im Museum die Metopen von Selinunt besichtigen. Vorher aber hatte ich einige notwendige Einkäufe zu machen. Als ich in ein großes Schuhwarengeschäft der Maquedastraße trat, bemerkte ich im Hintergrunde des Ladens drei Damen, von denen die eine soeben ein Paar zierlicher Chevreaustiefelchen anprobierte. „Herrlich passen sie!“ rief sie lebhaft; ihr Gesicht war mir abgewandt, aber an der hellen Stimme erkannte ich Ginevra Aldimonte. „Ich nehme sie. Was ist der Preis? Achtzehn Lire? Hu! Aber sie sind gar zu hübsch! Ich werde sie gleich anbehalten. Schicken Sie mir die alten nach Hause.“ Und sie sprang auf, indem sie sich kokett auf den niedlichen Fußspitzen wiegte. „Ach, Tatjana,“ klagte sie dann, sich an die russische Cousine wendend, die, nebst Olga, in ihrer Begleitung war, „ich habe mein Portemonnaie vergessen! Nicht wahr, du bist so gut und legst für mich aus, mein süßer Engel?“

„Schon wieder?“ brummte die Russin, ihr Beutelchen ziehend. „Aber, wenn ich das nächste Mal mit euch beiden ausgehe, vergesse ich mein Portemonnaie,“ fügte sie halblaut hinzu.

Jetzt hatten mich die Schwestern erkannt. „Ah, il signor Console!“ Und sie begrüßten mich herzlich, mit bezaubernder Liebenswürdigkeit. Sie konnten wirklich liebenswürdig sein. Hätten sie es von mir verlangt, den halben Laden voll Stiefelchen hätte ich für sie „ausgelegt“.

„Ich hoffe, Sie kommen recht, recht bald wieder zu uns,“ bat mich Ginevra noch, bevor sie den Laden verließ. „Tancredo vergöttert Sie. Der arme Junge. Er ist so gut. Und so gescheit, nicht wahr? Sie wollen ja wohl heute miteinander ins Museum gehen, zu den abscheulichen Heidengöttern? Viel Vergnügen!“ Und sie schlüpfte hinaus.

Von jetzt ab war ich fast täglich mit Tancredo zusammen. Es war ein Genuß, unter seiner Führung, mit seinen Augen Palermo zu sehen! Und ihm machte es wohl ebenso große Freude, mich täglich neue Schönheiten kennen zu lehren. Was für ein reicher, edler Geist wohnte in diesem verkrüppelten Körperchen! Fast unbegreiflich erschien es mir, wie der kleine Principe sich unter so schweren, körperlichen Hemmnissen derart hatte entwickeln können — denn er hatte Jahre schmerzhaften Leidens durchgemacht; er war, wie ich erfuhr, nicht als Krüppel geboren, sondern durch einen Unfall in frühester Kindheit dazu geworden — und unter diesen unharmonischen häuslichen Verhältnissen.

Je öfter ich den Palazzo Aldimonte besuchte, desto klarer wurde es mir, weshalb Tancredo gezögert hatte, mich bei seiner Familie einzuführen. Ein häßliches Gespenst ging in den öden, marmorgepflasterten Räumen um: der Geist der Verkommenheit! Ueberall schaute der Mangel hervor, und da man zu hochmütig war, sich nach der Decke zu strecken, so suchte man sich durch allerhand zweifelhafte Mittel und Kniffe aus der pekuniären Bedrängnis herauszuwinden. Dazu der musikalische Größenwahn der Principessa, die Faulheit und Energielosigkeit Albertos — er „arbeitete“ seit einem Jahr bereits im fünften Advokatenbureau; jeder suchte ihn so bald als möglich wieder los zu werden — und die Ungeniertheit und der Leichtsinn der Mädchen. Olga wurde von ihren Verehrern ganz kollegial behandelt; im Verkehr mit Ginevra dagegen wurde eine achtungsvolle Zurückhaltung gewahrt. Sie war der Abgott und das Schmerzenskind ihres ältesten Bruders, des „kleinen Principe“. „Ja, sie ist ein süßes Geschöpf,“ erwiderte er einmal, da ich meiner Bewunderung für ihren Liebreiz Ausdruck gegeben, „und sie hat ein so gutes, weiches Herz! Aber die andern werden sie bald genug verderben! Mit Olga wird es immer schlimmer,“ fuhr er nach einer kurzen Pause bekümmert fort, „sie scheut vor nichts mehr zurück. Neulich bin ich dahinter gekommen, daß sie von einem Bekannten ein kostbares Smaragdarmband als Geschenk angenommen hat! Natürlich mußte sie es sofort zurückschicken. So etwas würde Ginevra nie thun! Sie ist kokett und übermütig, aber sie hat ihren Stolz, die Kleine.“

Armer Tancredo! Er sah zu rosig. Vielleicht hätte ich ihn aufklären sollen; ich brachte es nicht fertig, ihm die kleine Scene mitzuteilen, die ich gestern abend erlebt. Da hatte mir Ginevra ganz verstohlen, mit Thränen im Auge, eine Rechnung des „abscheulichen Modewarenhändlers“ gezeigt, der „durchaus nicht länger warten wollte,“ und sie hätte doch ihr Monatsgeld schon bis auf den letzten Centesimo ausgegeben. Die achtzig Franken, die ich ihr daraufhin zaghaft angeboten, hatte sie voll überströmender Dankbarkeit in die Tasche gesteckt. Ach, sie war eine nur zu gelehrige Schülerin der Mama Principessa, von der es ganz bekannt war, daß sie den Besuchern ihres Salons bisweilen kleine Steuern auferlegte. Ja, man behauptete sogar, daß die Aldimontes manchmal in Läden den Betrag für gemachte Einkäufe sans façon auf andrer Leute Rechnungen setzen ließen, und erzählte sich von einem Dilettantenkonzert, das diese ingeniöse Familie zum Besten eines „armen, erblindeten Malers“ in ihren eigenen Räumen arrangiert hatte, bei dem mehrere Persönlichkeiten aus der vornehmen palermitanischen Gesellschaft mitgewirkt, unter andern auch die Principessa selbst und Ginevra, die eine schöne Stimme besaß, von dessen reichlichem Ertrage der „arme, blinde Maler“ aber nur einen sehr kleinen Teil in die Hände bekommen hätte.

„Und sie könnten ja ganz gut auskommen, wenn sie sich entschlössen, die Equipage zu verkaufen und auf bescheidenem Fuße zu leben,“ klagte mir mein armer, kleiner Freund, „aber davon wollen sie nichts wissen. Und ich? Mein Gott, zwingen kann ich sie doch nicht! Sie haben ja ohnehin schon so viel Not mit mir gehabt. Aber später vielleicht, wenn ich meinen Roman erst beendet und einen Verleger dafür gefunden habe, ja, dann, hoffe ich, wird alles anders! Nicht wahr, Sie finden doch auch meine Arbeit nicht schlecht?“

Er hatte sie mir vorgelesen. Nein, gewiß, schlecht war sie nicht, mehr als ein gewöhnlicher historischer Roman: das Werk eines Dichters! Aber ob für den modernen Geschmack? Das bezweifelte ich stark, hütete mich jedoch natürlich, ihm seine Hoffnung zu trüben — seine einzige Hoffnung, die ihn immer wieder aufrichtete, wenn ihn der Abscheu gegen die leichtsinnige Umgebung übermannen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Mißbrauchte Frauenkraft.

Von Ellen Key.

Nachdruck verboten.

Wir freuen uns, in unserm Blatte heute, in autorisierter Uebersetzung von Francis Maro, einen interessanten und zeitgemäßen Beitrag aus der Feder der bekannten schwedischen Schriftstellerin Ellen Key veröffentlichen zu können. Wenn wir auch nicht durchweg den Standpunkt der Verfasserin teilen, so glauben wir doch, ihre beherzigenswerten Worte über den heutigen Mißbrauch der Frauenkraft, über die Eigenart der Frauennatur und die Macht des Muttergefühls unsern Leserinnen nicht vorenthalten zu sollen. Die Redaktion.

Jedermann weiß, daß die sogenannte Frauenfrage nichts andres als die Frage ist, die weiblichen Kräfte auf allen Gebieten frei zu machen. Zu diesem Ende haben die Vorkämpfer der Frauensache mit vollem Rechte auf die vielen Fälle hingewiesen, in denen die weibliche Kraft mißbraucht wurde, dadurch, daß sie ungebraucht war. Man hat darauf gedrungen, daß weder Gesetz, noch Sitte den Weg zu irgend einem Felde verschließen sollte, auf dem die Frau gewillt sei, ihre Fähigkeiten zu erproben. Man hat all den Mißbrauch hervorgehoben, den die Frauen selbst, die Männer und die Gesellschaft mit der weiblichen Hingebung getrieben haben, durch unsinnige Pflichtbegriffe von seiten der Frauen, unsinnige Forderungen von seiten der Männer und unsinnige Gesetze von seiten der Gesellschaft.

Auf keinen aller dieser Mißbräuche braucht also jetzt noch hingewiesen zu werden; eine weit drückendere Müdigkeit als jetzt wird sich bei der Wende des nächsten Jahrhunderts über die Sinne breiten, falls der Mißbrauch der Frauenkraft, auf den ich hinweisen will, in derselben Progression zugenommen hat wie bisher.

Dieser Mißbrauch wird dadurch gekennzeichnet, daß die Frauen ihre freigemachten Kräfte in erster Linie auf solchen Gebieten eingesetzt haben, in denen sie mit dem Manne wetteiferten, es aber dabei zum großen Teile versäumten, ihre tiefste weibliche Eigentümlichkeit zu entwickeln und zu gebrauchen. Daß die Frauen sich eifrig zeigten, Examina zu machen und ihre Kräfte auf allen möglichen Bahnen zu erproben, als sie einmal die Freiheit dazu erhielten, das war vollständig natürlich. Eines der ersten Beginnen der Befreiten ist oft, nachzuahmen. Es war außerdem notwendig, daß die Frauen ihre Tüchtigkeit auf den männlichen Arbeitsgebieten an den Tag legten, weil der bornierte Widerstand gegen die Frauenbefreiung sich zum großen Teil auf das angebliche Unvermögen der Frau stützte. Viele oberflächliche Vorurteile über die „Natur" der Frau sind so für immer durch die wenn auch oft ungleichartigen, aber wertvollen Arbeitsresultate zerstreut worden, die die Frauen auf den Arbeitsfeldern der Männer geliefert haben. Diese Resultate haben die Frauen jedoch immer mehr dazu verleitet, zu übersehen, daß ihre reichste Eigenart dabei oft garnicht zur Bethätigung kam.

Ich gehe nämlich von der Ansicht aus, daß eine bestimmte Wesensungleichheit zwischen der Natur des Mannes und der der Frau vorhanden ist, eine Ungleichheit, die nicht von der Thatsache aufgehoben wird, daß es Frauen mit männlichem Temperament giebt, ebenso wie Männer mit weiblichem, oder daß gemeinsame menschliche Eigenschaften sich bei beiden Geschlechtern finden, oder daß eine wechselseitige Einwirkung statthat, durch die sich der Mann in gewissem Grade die für die Frau, und die Frau in gewissem Grade die für den Mann eigentümlichen Züge aneignet.

Die Verfechter der Frauenfrage haben mit vollem Recht diese thatsächlichen Verhältnisse als Argument für die Befreiung hervorgehoben. Aber sie haben es allzusehr versäumt, die Frauenkraft auf ihre allerwesentlichsten und eigensten Gebiete zu lenken, eben weil es für sie vor allem der nächste Zweck der Emanzipation war, die Gleichstellung der Geschlechter zu fördern und zu beweisen.

Während nur ganz wenige Fanatiker der Frauenemanzipation behaupten, daß der Anteil der Frauen an der materiellen oder geistigen Produktion schon jetzt mit dem des Mannes verglichen werden kann, meinen doch beinahe alle Anhänger der Frauensache, daß man keineswegs von der Vergangenheit auf die Zukunft schließen kann. Erst nachdem die weiblichen Kräfte sich durch mehrere Generationen entwickelt haben, wird ein gerechter Vergleich stattfinden können. Und aus diesem, hoffen sie, wird die volle geistige Gleichstellung der Frau mit dem Manne auf das klarste hervorgehen.

In dieser Hoffnung übersieht man jedoch allzusehr die Erfahrungen der Vergangenheit. Eine dieser Erfahrungen ist, daß die Frauen der oberen Gesellschaftsklasse nie während irgend einer Zeit in Bezug auf Entwicklungsmöglichkeiten so schlecht gestellt waren wie die Männer der unteren Klasse während desselben Zeitabschnitts. Und doch ist es grade oft die untere Klasse, aus der die „Uebermenschen" der Welt hervorgegangen sind, nachdem sie viel schwerere Hindernisse durchbrochen haben als jene, welche die geistvollen Frauen der oberen Klasse besiegen mußten, um ihrer Wesensbestimmung folgen zu können. Auch diese männlichen Geister haben das Erbe der Freiheit und der „Entwicklung mehrerer Generationen" entbehrt; und sie haben dennoch den höchsten geistigen Gipfel ihrer Mitwelt erreicht.

Am überzeugendsten ist, daß auf jenen Gebieten, auf denen die Sitte der Frau ganz besonders ihre Thätigkeit angewiesen hat, die Erziehung und die Ordnung des Heims, auch Männer die Neuschaffenden sind, welche die Initiative zu reformatorischen Vorschlägen ergriffen und die genialen Ideen gehabt haben, die neue Methoden und neue Stile mit sich führten.

Schließlich muß daran erinnert werden, daß innerhalb wie außerhalb des Klosters die Religion ein der Frau ebenso wie dem Manne offenes Gebiet war; aber die Welt hat doch nicht ein einziges, berühmtes Andachtsbuch von einer Frau, noch weniger findet man irgend einen großen weiblichen Religionsstifter.

Nicht allein, sondern gleichsam mit sich den Gedanken oder die Schöpfung eines andern belebend, im Verhältnis zu der Persönlichkeit eines andern stehend, oder das Leiden der vielen mitempfindend, erblüht das eigene, individuelle Wesen der Frau. Dieses tiefe Bedürfnis der persönlichen Beziehung und persönlichen Hingebung, um ihre eigene, volle, persönliche Entwicklung erreichen zu können, ist eine der entscheidendsten Eigentümlichkeiten der Frauennatur. Die Männer gehören nicht nur ethnographisch, sondern auch psychologisch mehreren Rassen an; die Frauen nur zweien: der, die lieben kann, und der, die es nicht kann. Für die kleine Anzahl Frauen, die der letztern Rasse angehört, gilt nichts von dem, das ich bemerken will.

Bei der echten Frau erreicht das eben erwähnte Bedürfnis eines persönlichen Verhältnisses seine höchste Stärke auf dem Gebiete, das auch gleichzeitig der höchste Endzweck ist: die Mutterschaft durch die Liebe.

Mit dem Einsatz ihrer ganzen, besondern produktiven Kraft, mit ihrem Herzblut und ihren Nerven, mit der Mühe und Qual ihrer Tage und Nächte giebt und erzieht die Frau der Menschheit ein neues Leben. Mit einem ebenso großen Einsatz giebt der Mann der Menschheit eine neue Kunstschöpfung, einen neuen Gedanken, eine neue Entdeckung.

Für diese beiden Arten von Geburtswehen kann dasselbe Wesen nicht dieselbe Stärke haben.

Und daher kommt es, daß noch kein weiblicher Name unter den ewigen Namen der Menschheit erstrahlt. Daher kommt es, daß in diesem Jahrhundert — dem Jahrhundert der Frau — kaum zehn Frauen genannt werden können, die sich in geistiger Energie und im Werte ihrer Produktion mit den männlichen Säkulargenies in der Litteratur, der Kunst und der Wissenschaft vergleichen lassen. Und diese wenigen Frauen, welche den Vergleich aushalten, sind entweder nie Mütter gewesen, oder sie haben die eigentlichen Muttersorgen hinter sich gehabt, als sie ihre bedeutendsten Werke schufen, oder sie haben diese Sorgen beiseite geschoben, um ihrem Schaffensdrang folgen zu können.

Die Hoffnung auf die endliche Gleichstellung der Frau mit dem Manne in Bezug auf geistige Produktionskraft müßte — wenn die Frauen folgerichtig wären — auf der Lehre der pessimistischen Philosophie von dem freiwilligen Aussterben des Geschlechts begründet sein. Soviel ich weiß, hat jedoch der Schopenhauer-Hartmannsche Pessimismus wenige weibliche Anhänger. Die Frauen glauben, das Glück der Liebe und der Mutterschaft behalten und gleichzeitig damit den Männern geistig ebenbürtig werden zu können. Sie bekräftigen damit eine ausgezeichnete männliche Definition des Begriffes „Weib" — ein Wesen, das, wenn der Mann sagt: zweimal zwei ist vier, ihm antwortet: das glaube ich nicht, und wie du es auch beweisen mögest, ich behalte doch meinen Glauben von der Sache. Die Frauen sind nunmehr mathematisch und wissenschaftlich geschult. Sie glauben an unverrückbare Naturgesetze, unter anderm auch daran, daß man nicht eine große Summe Lebenskraft zu einem Zwecke gebrauchen und dennoch die ganze Summe für einen andern übrig haben kann. Sie sehen also ein, daß die Muskeln des Athleten von seinem Hirn genommen werden, das Hirn des Gelehrten von seinen Muskeln; daß die Tüchtigkeit des Geschäftsmannes auf Kosten seiner kontemplativen Tiefe gewonnen ist; daß die Phantasie des Dichters ihn minder aufmerksam für die Interessen des Alltags machen muß. Aber in Bezug auf sich selbst behalten die Frauen den Wunderglauben und erwarten, daß die Natur, nur dieses eine Mal, nicht mit der einen Hand nehmen werde, was sie mit der andern giebt. Auf diesen Aberglauben gründet sich die Kühnheit der Frau im Mißbrauch ihrer besondern Kräfte.

Es ist das Gefühl des in der Natur begründeten, schwer versöhnlichen Dualismus im Wesen der Frau, das in unsrer Zeit die Frauen dazu veranlaßt, so eifrig die Lebensschicksale geistvoller Frauen zu studieren und zu schildern. Manche hoffen, das weibliche Genie über die Liebe siegen zu sehen; andre, es in voller Harmonie mit dieser zu finden; andre wieder, das Herz sein Recht auf Kosten der Produktion behaupten zu sehen: aber alle hoffen, das Horoskop der Frauenfrage nach diesen wenigen, weiblichen Sternen stellen zu können.

Verstehen wir es jedoch, in den Sternen recht zu lesen, so werden wir finden, daß von der ungewöhnlichen wie von der gewöhnlichen Frau die öffentliche Thätigkeit — sei dies nun Geschäftsleben, Staatsdienst, Wissenschaft, Kunst oder Litteratur — unaufhörliche Opfer verlangt. Tausend Zärtlichkeitsimpulse müssen diese außen arbeitenden Frauen unterdrücken; tausend persönliche Sorgen für das Glück der Ihren müssen sie aufgeben. Eine solche Frau muß ihr Herz gegen tägliche Anforderungen an dasselbe verhärten; sich täglich aus kleinen, festhaltenden Kinderhänden reißen, oder aus einem Heim, in dem sie als Tochter oder Frau liebe Pflichten zu erfüllen hat. Noch thut die Mehrzahl der Frauen, auch die begabten, all dies mit Widerstreben. Aber laßt die öffentliche Arbeit der Frau weiter zunehmen, laßt dies fünf, sechs Generationen lang vor sich gehen, und — die Frauen werden sich seelisch modifiziert zeigen. Ihre Einsicht, daß $2 \times 2 = 4$, wird männlich klar und fest sein. Aber es könnte sich ereignen, daß die Summe der Kultur und des Glücks da auch nur eine Addition von derselben Art Wert würde, nicht ein organisches Produkt der Vereinigung und Harmonie ungleicher Wesensarten.

* * *

Das oben Gesagte dürfte manchem als der Ausdruck schärfster Reaktion erscheinen. Die Weiblichkeit sollte darunter leiden, daß eine Frau ein akademisches Examen macht, einen Staatsdienst versieht, einen Kontorplatz innehat? Eine Weiblichkeit, die so leicht verloren ginge, wäre wohl auch nicht viel wert gewesen.

Vollständig wahr! Aber sind die Resultate der Arbeit, die die Frauen in diesem Examen, diesem Dienst, diesem Kontor geleistet haben, viel wert gewesen? Nur ausnahmsweise! Denn dieselbe Weiblichkeit, die nicht so „leicht verloren geht", hat zur Folge, daß die Frau nicht ihre ganze Persönlichkeit, ihre volle Energie in die Arbeit legt.

Man kann schon während der Schuljahre einen Unterschied in der Art zu arbeiten bei Mädchen und Knaben beobachten. Das Mädchen ist pflichttreuer in der Arbeit der vorgeschriebenen Aufgaben, läßt aber das Interesse für den Gegenstand selbst in der Schule zurück, während der Knabe auf ganz andre Art vom Gegenstand selbst absorbiert ist.

Während sich der Mann oft durch Geweckt heit und seinen in gewissem Maße schaffenden Trieb von einem untergeordneten Platze zu einem höheren aufschwingt, verbleibt die Frau gewöhnlich auf dem untergeordneten Platz, weil ihr diese Triebkraft abgeht.

Gewiß könnte man auch genug Frauen anführen, die mit lebhaftem Interesse und schaffender Kraft ihre Arbeit ausführen. Aber es kann auch geschehen, indem man darauf hinweist, daß Frauen in Geschäften, Banken u. s. w. erst gegen geringe Entlohnung auf untergeordneten Plätzen angestellt werden und daß man ihnen dort vorbereitende Arbeiten zuweist, welche nur indirekte Verantwortung verlangen und deren Früchte niemals zu Tage treten, eine Arbeit, die geisttötend und mühevoll ist. Der so Arbeitenden wird oft immer mehr Arbeit aufgebürdet, sie müht sich gegen eine niedrige Entlohnung ab und büßt so die Zeit und die Kräfte ein, die sie hätte gebrauchen können, um jene Eigenschaften zu entwickeln, durch die ihre Arbeit den höheren, mehr persönlichen Wert erlangt hätte, der im allgemeinen der Arbeit des Mannes eigen ist.

Während der ganzen Jugend der Frau ist der Unterstrom ihres Daseins der Traum von einem eignen Heim. Für dieses verläßt sie sowohl ihre Studien wie ihren Beruf, im Falle sie ökonomisch dazu in der Lage ist. Und sie handelt dabei in voller Uebereinstimmung mit ihren Glücksinstinkten, während ein Mann durch eine entsprechende Handlungsweise gegen alle seine Glücksinstinkte verstoßen würde. Und die Frauen verlassen in vielen Fällen ihren Beruf ohne Bedauern, denn sie haben vielfach keine Liebe zum Beruf selbst, außer in den Fällen, wo dieser wirklich Verwendung für ihre weibliche Natur hatte, so zum Beispiel in der Thätigkeit der Lehrerin und Aerztin. Die meisten haben ihren Beruf der Erwerbsnotwendigkeit wegen erwählt, einige aus Thätigkeitsbedürfnis. Nur eine sehr geringe Minderheit wird durch eine so ausgeprägte Neigung in eine Bank, in ein Büreau getrieben, daß der Beruf ein Ausdruck ihrer Persönlichkeit wird. Die Männer — und es giebt ihrer viele — die sich in einem gleichen, unpersönlichen Verhältnisse zu ihrem Beruf befinden, haben doch den Ansporn, daß ihre Arbeitstüchtigkeit in der Regel die Möglichkeit ausmacht, ein eignes Heim zu gründen. Aber da die Frau im Gegenteil, wie eben erwähnt, ihren Beruf nach der Verheiratung meistens verläßt, so muß die notwendige psychologische Folge davon sein, daß der Beruf selbst viel weniger für sie bedeutet, daß also ihr eignes, persönliches Leben ganz außerhalb desselben gelebt wird.

Es ist nicht die Arbeit der Frau, gegen die ich mich wende. Aber was ich sagen will — und in einer zugespitzten Form, nicht um zu verwunden, sondern um durchzudringen — ist: der große Mißgriff der Frauenemanzipation ist dieser gewesen, daß man das Hauptgewicht auf die Arbeit der Frau gelegt hat, nicht auf ihr Arbeitsgebiet! Das Vermögen einer Arbeit, zu entwickeln und zu beglücken steht im Verhältnis zu ihrer Uebereinstimmung mit der Natur des Arbeitenden, und ein gleiches gilt auch von der Tauglichkeit der Arbeit. Darum hat man Ursache, die Besinnungslosigkeit zu beklagen, mit der die Frauen sich auf Bahnen versuchen, auf denen sie keine Bethätigung für ihre besondre weibliche Natur finden und wo sie infolgedessen mittelmäßige Werte hervorbringen, zu keiner Freude für sich selbst und zu geringem Nutzen für die Gesellschaft.

Ich beklage die Frauen, die keine Wahl haben und von der Sorge ums tägliche Brot gezwungen werden, die erste, beste Arbeit anzunehmen, die sich ihnen bietet, wie sehr diese auch ihren innersten Neigungen widerstreben mag.

Aber ich greife die Frauen an, die in guter Ruhe ihren Lebensberuf aussuchen können und dennoch keinen Gedanken darauf wenden, so zu wählen, daß das Weibliche ihrer Natur in der Arbeit Bethätigung findet. Die Frau auf naturgemäße Arbeitsgebiete zu richten, das sollte das vornehmste Interesse der Frauensache sein, anstatt daß man, wie jetzt, die Frau kritiklos auf jedem männlichen Arbeitsgebiet willkommen heißt. Wenn jetzt eine Frau Dachdecker werden sollte, so würde diese frohe Botschaft zweifelsohne durch alle Frauenzeitschriften von Petersburg bis Chicago gehen, und weibliche Federn würden sich sputen, zu beweisen, wie wohl grade dieser erhabene Beruf mit der erhabenen Natur der Frau harmoniert!

Gegen einen weiblichen Dachdecker an und für sich ist natürlich nichts einzuwenden. Es liegt im Wesen der Freiheit, daß nicht ein einziges Geschöpf in seiner Arbeitswahl gehindert werden darf, selbst wenn dieses eine 99 andre auf unrichtige Wege locken kann. Die Natur korrigiert die Mißbräuche der Freiheit, aber sie korrigiert langsam und ernsthaft. Und die Frauen könnten mehr als einer schmerzhaften Zurechtweisung ausweichen, wenn sie anfingen einzusehen, daß, was die Gegenwart wirklich braucht, nicht ihre Arbeit auf den Gebieten ist, wo sie dieselben oder geringere Werte hervorbringen als die Männer, sondern auf jenen Feldern, auf denen sie größere Werte produzieren. Wo es ihnen gelingt, solche Gebiete zu finden, da giebt die Arbeit auf diesen der Frau eine reichere Entwicklung und durch den volleren Gebrauch ihrer innersten Kräfte ein größeres Arbeitsglück. Volles Glück ist die volle Entwicklung und der volle Gebrauch aller Möglichkeiten unsres Wesens zu dem damit beabsichtigten Zwecke! Und obgleich gewiß dieses volle Glück nicht im eignen Belieben der Frau steht, kann sie doch durch ihre Wahl der Arbeit dem Glücke näher kommen, als indem sie einen Beruf sucht, der sie zwingt, viele ihrer weiblichsten Eigentümlichkeiten zu verschließen, ja zu unterdrücken; einen Beruf, in dem sie nach und nach verkümmert oder vertrocknet, oder gänzlich unter Arbeitsbürden zusammenbricht, denen sie in ihrer Abhängigkeit von den Bestimmungen ihres Geschlechts weder physisch noch psychisch gewachsen ist.

Aus dem tiefsten Naturgrund der Frau entspringen andre Eigentümlichkeiten, welche dazu beitragen, die Energie in ihrer geistigen Produktion, sowie in all ihrer Außenarbeit zu hemmen. Die Frau wird ebensosehr wie der Mann von versiegender Inspiration, von gesunkenem Selbstvertrauen in ihrer Arbeit gelähmt. Sie wie er kann von einer zufälligen Mißstimmung, einer Zerstreuung gehindert werden. Aber während die Frau so an derselben Ohnmacht leiden kann wie der Mann, fehlt ihr dagegen fast immer sein Vermögen, während der produktiven Perioden sein ganzes Wesen in die Arbeit zu legen. Der Mann sammelt seine Energie zu einer ganzen Zahl, die der Frau wird zu einem Bruche, der oft in Millionstel aufgeht.

Was bewahrt werden soll, ist ihre Fertigkeit in jenen Bemühungen, die wirklich das Herz stärken, die Lebensfreude erhöhen, die Schönheitseindrücke steigern. Aber diese Bemühungen verlangen Elastizität und Zeit, und daraus folgt: daß die abgehetzte Arbeitssklavin oder die leidenschaftlich in Anspruch genommene Künstlerin sie in der Regel nicht ausüben kann.

(Schluß folgt.)

Während der Fahrt.

Plauderei von Frida Branz.

Nachdruck verboten.

Der Raddampfer der sächsisch-böhmischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft liegt zur Abfahrt bereit. Rauch entsteigt den Schornsteinen, Nebel ringsum.

An Bord wenig Passagiere. Das Glockenzeichen ertönt. Die Radschaufeln brechen Wellenkämme. Stromaufwärts gleitet das Schiff. Langsam entrückt Dresden.

Auf Deck befinden sich zwei Erste-Kajüten-Passagiere. Eine Dame, sechsundzwanzigjährig. Hoch, stattlich, von blühender Gesichtsfarbe. Ueber eine weiße Stirn ringeln sich blauschwarze Löckchen herab. Zwischen roten Lippen blendende Zähne. Ein blaues Reisekostüm kleidet die Fremde tadellos. Die Linke umspannt leicht einen Nadelschirm; neben ihr auf einem Sessel Reiseeffekten. Mit der Rechten hebt sie das Kleid. Ein wohlgeformter Fuß wird sichtbar.

Ein Herr, hoher Fünfziger, wohl konserviert. Das kurzgeschorene Haar dunkelblond. Ebenso der gepflegte Schnurrbart. Gang und Haltung sind militärisch. Die Kleidung verrät englischen Einfluß. Er schreitet auf und nieder. Sein Blick mustert flüchtig vorübergleitende Kettendampfer.

Er nimmt anscheinend wenig Notiz von der Dame, schreitet indes etlichemal an ihr vorüber. „Hm, recht hübsch! Außerordentlich hübsch! Was mag sie für Augen haben?“

Er geht nochmals an ihr vorbei. „Teufel auch! Grüne?“ Er patroulliert weiter, lehnt sich dann über Bord.

Sie nimmt auf einem Sessel Platz. Sie öffnet eine zierliche, juchtene Brieftasche mit Silbermonogramm und wühlt unter etlichen Briefen.

Er geht in gewisser Entfernung vorüber.

Sie (für sich, indem sie einen Brief zurückschiebt): „Richtig, der Brief des wohlsituierten Witwers, Vaters von fünf Kindern! (Plötzlich.) Ich glaube, der Herr schielt nach mir. Wahrhaftig! Keine Täuschung, er beobachtet mich, ich muß mich ein wenig nach rechts kehren. Im Profil präsentiere ich mich am unvorteilhaftesten!“ Sie verändert ihre Stellung und beginnt zu lesen.

Er (für sich): „Daran erkenne ich die vornehme Dame, selbständig in ihrem Auftreten, maßvoll und sicher. Ich scheine ihr nicht ganz uninteressant zu sein, denn ihre Augen schweifen umher.“ Er richtet sich höher auf.

Sie wendet das Kartonpapier um und fährt in der Brieflektüre fort: „Zunächst würden wir über Wien nach Italien reisen, hierauf, falls ganz friedliche Zustände wieder herrschen, nach Athen!“ Sie faltet das Schreiben zusammen. (Für sich): „Mein Jugendtraum wird wahr; Reisen, Reisen! — Wenn sich doch nur die Nebel teilten! Ob er wohl bleibt?“

Er: „Gott sei Dank, sie couvertiert das Geschreibsel! Daß sie nur nicht absteigt! Ob ich den Kapitän nach ihrem Ziele frage? Aber nein. Wozu? Warten wir ruhig ab. — Hm, so stocksteif! Ob ich sie anrede? Sie langweilt sich sicher, oder sie friert. Na, es ist am Ende nicht zu verwundern.“ Geht von neuem umher.

Sie (für sich): „Wirklich! Unter dem Schein, die Gegend zu besichtigen, hängt sein Blick beständig an mir! Warum er denn nicht mit mir spricht? Ich langweile mich sterblich! Er ist übrigens hübsch. Was mag er sein? Pensionierter Offizier? Fabrikant? Gelehrter? Vielleicht Rittergutsbesitzer. — Gewiß, er hat etwas Schneidiges.“

Er (für sich): „Mit der Sonne wird nichts. Aller Wahrscheinlichkeit nach eine verregnete Partie. Das gefällt mir, sie ist nicht zimperlich! Ich hasse die Puppen, die immer in Watte verpackt sein möchten. Ob Frau oder Fräulein? Hm, das möchte ich enträtseln. Hübsche, lustige Augen. Meine Gnädige, Sie gefallen mir! Und wenn's in Eimern regnet, ich bleibe in Ihrer Nähe! — Da! Sie rafft ihre Requisiten zusammen.“ (Laut): „Meine Gnädige! Darf ich mir erlauben?“ Er lüftet den Hut und nimmt ihre Handtasche.

Sie steigen hinab in die Kajüte. Der Herr (für sich): „Wie leicht und schwebend ihr Gang!“ (An der Thür laut): „Bitte!“

Mit leichtem Verneigen tritt sie ein. „Ich danke Ihnen.“

Der Herr: „Wünschen Sie hier Platz zu nehmen? Oder dort auf jenem Polstersitz?“

Sie (lächelnd): „Danke, ich liebe die Polster im Sommer nicht!“ (Für sich): „Er ist doch sehr aufmerksam. Ich mag die Herren gereiften Alters gern.“

Er legt sein Reisegepäck auf einen Sessel. (Für sich): „Gefällt mir immer besser.“ (Ihr gegenüber Platz nehmend, laut): „Sonderbar, wie wenig Passagiere heute an Bord sind! Ich fahre beinahe wöchentlich stromaufwärts, aber diese Leere ist mir völlig neu!“ (Und bei sich denkt er): „Geistreich wie ein Gymnasiast!“

Sie: „Mir ist alles völlig unbekannt, ich bin Hamburgerin.“

Er (freudig): „Ah, die schöne Alsterstadt, mit ihren liebenswürdigen Bewohnern. O, ich erinnere mich ihrer gern!“

Sie: „Sie kennen Hamburg? Das freut mich!“

Er: „O ja, alles steht noch klar vor meiner Seele. Ich denke an das Alsterbassin und (nach kurzer Pause melancholisch) — alles — alles!“

Sie (befriedigt, für sich): „Ganz sicher, er ist ein Vierziger! Ich schwöre darauf, unverheiratet, kinderloser Witwer. Wie sympathisch seine Stimme klingt! Ich denke, wir bleiben noch eine gute Weile beisammen! (Dann laut, mit verbindlichem Lächeln zu ihm): „Ihre Heimat ist nicht minder schön. Zudem verknüpft uns ein gewisses gemeinsames Band.“

Er: „Welches, meine Gnädigste?“

Sie (schalkhaft): „Nun, doch die Elbe.“

Der Herr (lachend): „Die Elbe? Erlauben Sie, Gnädigste, ich bin aus Geithain gebürtig.“

Sie (ein wenig verblüfft): „Geithain? Was ist das für ein Ort? Nicht wahr, ich bin recht unwissend?“

Er (für sich): „Was für herrliche Zähne sie hat!“ (Laut): „Lachen Sie nur! Da ernte ich nun Spott für die unbekannte Größe meiner Vaterstadt!“ Dabei blickt er sie schelmisch zerknirscht an.

Sie (denkt): „Alle Anzeichen sprechen dafür, er ist in mich verschossen. Sicher ist er ledig.“ Verstohlen aufmunternd blitzen ihn ihre Augen an.

Er (für sich): „Zweifellos ist sie eine Dame der Gesellschaft, alles an ihr spricht dafür. Ich wünschte wahrhaftig — na, da ertappe ich mich ja auf recht netten Gedanken. Alter Knabe, denke an deine Kleinen! Ja, diese Augen schillern bethörend.“ (Laut): „Wie schnell man sich in der Fremde versteht! Gleiche Interessen, gleiche Vorliebe für gewisse Gegenden oder Dinge sind ein mächtiges Band.“ Er unterdrückt ein aufsteigendes Gähnen.

Sie (für sich): „Mich hungert. Das Schiff gleitet so sacht, das ermüdet.“ (Laut): „Ja, ganz merkwürdig! Vielleicht wirken irgendwelche Naturgesetze mit, ich weiß es nicht.“

Beide schweigen. Und die Dame denkt: „Aber trotzalledem hungert mich.“

Da naht gerade der Kellner. Man bestellt ein warmes Frühstück. Der Herr läßt sich ein Hammelkotelett mit Schoten bringen. Die Dame verspeist ein Schnitzel. „Ausgezeichnet! Ich aß selten mit so gutem Appetit.“ Sie schiebt den Teller zur Seite.

Er: „Mein Lamm hat die Jugendzeit längst hinter sich, indes die russischen Schoten — nicht übel!“

Sie: „Ganz recht! Sie sind schmackhaft.“ Sie langt nach einer Banane, zerteilt die Schote und präsentiert die aromatische Frucht. „Bitte, direkter Import. Mein Schwager hat sie aus der Levante heimgebracht.“

Er faßt mit zierlich gespitzten Fingern danach: „Tausend Dank, Gnädigste!“ Und während er speist: „Ueber jenen Gegenden blaut ein andrer Himmel — wir armen Nordländer kennen so etwas nicht! Aber doch entbehren wir nichts. Nur wünschte ich Ihnen besseres Reisewetter, der heutige Tag ist ungünstig für eine lange Vergnügungsfahrt.“

Sie: „Sie mögen recht haben.“ (Für sich): „Auch die Vertraulichkeit hat ihre Grenzen, ich werde das Reiseziel verschweigen.“

Er (für sich): „Schade, daß ich just heute aufs Amt bestellt bin. Ich würde ihr sonst folgen. Sie gefällt mir zu gut.“ Sein Blick bleibt am Spiegel haften. „Und mein Gott, ich bin doch noch ganz repräsentabel. Die Gattin eines tüchtigen Architekten zu werden ist immerhin nicht übel.“

Sie (denkt): „Es ist gut, daß ich der böhmischen Baronin noch nicht fest zugesagt und dem Schandauer Witwer nicht direkt abgeschrieben habe. Wir könnten so leicht in Verkehr bleiben, vorausgesetzt natürlich, daß er nicht etwa in demselben kleinen Nest wohnt. Nur das nicht! In der Provinz kennt einer des andern Verhältnisse, ich verabscheue das gründlich.“ (Laut): Ist Ihnen Schandau bekannt?“

Der Herr (zuvorkommend): „In der That, Gnädigste! Ich bin dort ansässig.“

Die Dame (innerlich geärgert): „Höchst fatal! Nun fehlt nur noch, daß wir in der gleichen Straße wohnten! Daß er gar ein Bekannter des Witwers Hopf ist und am Ende in dessen Hause verkehrt! Aus der Dame würde dann eine Untergebene und der taktvolle Ton wiche einem unangenehmen, vertraulichen! Wie gut, daß ich nicht fest abschloß und der Baronin den Vorzug ließ! Ueber die Sternstraße werde ich mich jedoch noch ein wenig orientieren.“ Sich an den Herrn wendend (laut): „Gestatten Sie mir noch eine Frage.“

„Ich bitte, meine Gnädige.“

Die Dame: „Wissen Sie zufällig in der Sternstraße Bescheid?“

Er: „O gewiß!“ Und verbindlich fährt er fort: „Jetzt weiß ich auch Ihr Reiseziel: Sie sind eine Verwandte des Kommerzienrats Bruckeborg? Ja, so ist's!“

Die Dame: „Sie irren!“

Er (siegesfroh): „Gnädigste, ich dachte wirklich, ich hätte die Ehre mich als künftigen Nachbar vorzustellen: Architekt Hopf.“

Sie (sanft protestierend): „Ach, nicht doch!“ Tiefe Röte überzieht ihr Antlitz. (Für sich): „Also das ist der Witwer mit den fünf Kindern!“ (Dann laut, mit scharfem Accent): „Sie irren in der That, ich wünsche auf dem kürzesten Wege zum Bahnhof zu gelangen, ich reise direkt nach Prag als Gesellschaftsdame der Baronin von Duisdeck.“

Er (betroffen für sich): „Als — hm, und ich hätte mich in dies blitzäugige, schöne Gesellschaftsfräulein beinahe rasend verliebt! Es war doch gut, beizeiten zu sondieren. Na, irren ist menschlich.“ (Laut): „Den Bahnhof wünschen Sie, Fräulein? Der ist gleich über die Brücke weg. Sie können garnicht fehlgehen.“

Sie dankt gemessen.

Eine plötzliche Schwankung des Schiffes und der Ruf: „Schandau!“

Der Herr verläßt mit freundlichem Gruß und der höflichen Bitte, seine Eile mit einer dringlichen geschäftlichen Verabredung zu entschuldigen, den Dampfer, während die Dame langsam ihre Effekten ordnet.

Hartes Brot. Gemälde von Hans Blum.

Am Nordkap.

Hierzu drei Abbildungen.

Nach photographischen Aufnahmen von J. C. Schaarwächter, Berlin.

Nachdruck verboten.

In den letzten Jahren hat bei uns das Interesse an den arktischen Regionen immer mehr zugenommen. Die Skandinavier haben ganz außerordentlich viel für ihr Land gethan, sie haben die Wege und Landstraßen gut gepflegt und alle möglichen Verkehrseinrichtungen getroffen, um den Touristen das Reisen so leicht und bequem wie möglich zu machen.

Das Meiste und Beste hat freilich die Natur selber gethan. Die Küste Norwegens mit ihren tiefen Einschnitten in das Land und der durch den Golfstrom erzeugten, höchst eigenartigen Vegetation in den Niederungen, die zu den nur wenig entfernt liegenden, meilenweiten Eisfeldern einen wunderbaren Kontrast bilden, bietet für den Naturfreund so Großartiges und Schönes, wie es nur in wenigen andern Ländern zu finden ist.

So ist denn eine Fahrt an der Küste Norwegens entlang bis zum Nordkap eine beliebte Sommerreise bei allen denen geworden, die rasch und mühelos von den gewaltigen Naturgebilden des hohen Nordens eine Anschauung gewinnen wollen. Zahlreiche Nordlandsfahrten werden besonders im Juli und im August unternommen, und die Heimkehrenden sind alle des Lobes voll über die eigenartige, wunderbare Welt der Mitternachtssonne.

Wie ein Riesenkeil in die See vorspringend, so zeigt sich, schroff aus dem Meere aufsteigend, der grauschwarze, kalte Schieferfelsen als letzter Fels von Magarö: das Nordkap. An seinem Fuße weht die norwegische Flagge; daneben lugt ein festverankertes Bretterhäuschen ins unendliche Meer. „Hotel Nordkap“ hat es der Witz der Nordlandfahrer getauft. In den Sommermonaten hausen darin einige von der norwegischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft bestellte dienstbare Geister, die für die Verpflegung der das Kap besteigenden Reisenden sorgen.

Die Nordkapspitze (von Osten gesehen).

Mitternachtssonne an der norwegischen Küste.

Für diese Zeit ist denn auch eine kleine Erfrischungsstation hier auf der Höhe des Nordkaps errichtet.

Der Aufstieg zu der dreihundert Meter hohen Spitze erfordert etwa anderthalb Stunden und ist anfangs ziemlich beschwerlich; denn der in Serpentinen angelegte Weg geht in starker Steigung längs der Mulde aufwärts.

Reichlich aber entschädigt für den mühsamen Aufstieg die Aussicht auf der Höhe. Soweit das Auge reicht, flutet der weite, unermeßliche, nordische Ozean, das eisige Polarmeer, dessen Wogen die dunklen Klippen des Kaps umrauschen. Ungeheure, wild aufragende Felsblöcke und Millionen vom Wogenschwall glatt geschliffener Rollsteine umgeben den Fuß des umbrandeten Felskolosses, und schäumend zerstäubt der sprühende Gischt an dem nackten Gestein. Weit und breit keine menschliche Stätte; nur in nebelgrauer Ferne die Rauchsäulen der nach Vadsö und Rußland strebenden Schiffe oder die weißen Segel eines Walfischjägers.

Und zu all dieser ruhigen Schönheit das erhabene Schauspiel der Mitternachtssonne, die hier von der Spitze des Nordkaps oder vom einsamen Schiffe inmitten des Meeres am zauberischsten wirkt. Unsre Uhr zeigt die Mitternachtsstunde, aber das aus dem Wolkennebel hervortretende Tagesgestirn erhellt mit fast dämonischem Schimmer die stille, nordische Nacht und sendet von dem fernen Horizont im Spiegel der bläulich-silbern erglänzenden Meeresflut einen goldigen Streifen zu uns herüber. Der feurige Sonnenball, umgeben von dunklen, langgestreckten, mit sonnig-leuchtenden Wellen durchzogenen Wolkenschichten, scheint langsam über die weite Meeresfläche dahinzuschweben und übergießt mit seinem, wie von einem mattgrauen Hauch durchwobenen Lichtkreis den ganzen unendlichen Ozean und die totenstille Landschaft.

Wenn auch den Augen nicht sichtbar, so empfinden wir doch die Nähe jener, hinter dem endlos scheinenden Horizonte liegenden, unbekannten, eisigen Regionen der Polarwelt, deren letzten, geheimnisvollen Schleier zu lüften bisher noch keinem Forscher gelungen ist.

K. v. M

Mitternächtliche Fahrt ums Nordkap.

Zu spät.

Novellette von Carry Brachvogel.

Nachdruck verboten.

Der Arzt hielt den Puls des Kranken in seiner Rechten und blickte unverwandt auf das Zifferblatt seiner Taschenuhr, die in seiner Linken ruhte und deren Ticken als einziges Geräusch die lautlose Stille des hohen, dämmerigen Gemachs unterbrach. Uebergeschäftig tänzelte der kleine Sekundenzeiger eilig voran, als könne er's nicht erwarten, jene Minute zu vollenden, die dem Schloßherrn von Moskowitshof die letzte bedeuten sollte. Aber dreimal noch mußte das Zeigerchen den feinen, schwarzen Ring umkreisen, der ihm vorgezogen war, dann warf der Arzt einen schnellen Blick auf den Kranken, um alsbald die Augen wieder auf die Uhr zu senken. Nun noch eine Minute — wieder eine — eine dritte . . . Der Arzt legte die Krankenhand behutsam auf die blauseidene Bettdecke nieder, blieb einen Augenblick unbeweglich stehen. Dann wendete er sich zu den atemverhaltenden, dunklen Gestalten, die das Bett umstanden, und sagte leise: „Er hat ausgelitten!“ —

Ein dreifacher, schluchzender Schrei antwortete ihm. Er zuckte ein wenig zusammen, als berühre ihn dieser grelle Schmerzensausbruch peinlich, und wie suchend glitt sein Blick über die jetzt knienden Eltern des Abgeschiedenen, über seinen Bruder zu der jungen Witwe hin, die hochaufgerichtet zu Füßen des Bettes stand. Nein, von diesen festgeschlossenen Lippen war kein Laut gekommen, über das fahle Gesicht mit den dunkeln Augen liefen nur ein paar große, schwere Thränen und halblaut wiederholte sie des Arztes Worte: „Ausgelitten — ausgelitten —“

Mit einem abermaligen Aufschrei stürzte jetzt die alte Baronin auf Margareten zu. „Mein armes Kind! Nun bist du Witwe!“ schluchzte sie krampfhaft, die Schwiegertochter an ihre breite Brust ziehend. Wieder fuhr der Arzt zusammen, ihm schien's, als glitte ein wehmütiges Lächeln über die Lippen der Baronin Margarete. — Aber nein, es war wohl nur das Flimmerspiel eines Sonnenstrahles gewesen, der sich neugierig durch die verhängten Fenster zu stehlen gewußt hatte. Das

Gesicht der jungen Baronin blieb völlig unbeweglich. Mit etwas steifer Ruhe ließ sie die Zärtlichkeiten der alten Frau über sich ergehen und trat dann auf ihren Schwiegervater zu, dessen großer, weißer Schnurrbart vor verhaltenem Weinen zitterte.

„Margarete!“ Er streckte seine aderige Rechte nach ihr aus.

„Papa, lieber, lieber Papa!“ Die äußere Ruhe verließ sie auch jetzt nicht, doch sah man's ihr an, daß es eine starke Bewegung war, mit der sie die Greisenhand an ihre Lippen führte. Mit fast heiliger Scheu beugte sie sich zu dem jugendlichen Bruder des Verstorbenen nieder, der sein weinendes Gesicht tief in die zerknüllten Leinen eingrub: vor Jahresfrist erst hatte ihm der Tod sein Weib genommen, ein blühendes, heißgeliebtes Weib — —

Baronin Margarete schritt langsam aus dem Sterbezimmer. Im Nebengemach schlichen die Dienstboten mit scheuer Neugier ab und zu. Wie die junge Baronin auf der Schwelle erschien, blickten sie ihr betreten entgegen.

„Der Herr Baron ist tot!“ kündete ihre klare, tiefe Stimme. Ein paar Sekunden des Stillschweigens, dann da und dort ein wie vorbereitet erklingendes lautes Schluchzen. Der eine oder andre sah wohl auch halbmitleidig, halb hämisch Magareten nach, die so gelassen und thränenlos durchs Zimmer ging, immer noch in den blauen, spitzenverbrämten Schlafrock gehüllt, den sie vor ein paar Tagen umgeworfen, als die Nachtwachen begannen.

Nach wenigen Augenblicken kam sie ins Sterbezimmer zurück, ihre Kinder dem Totenlager zuführend, den neunjährigen Majoratsherrn und die kleine Baronesse Gretelchen, die eben erst fest und sicher gehen gelernt hatte.

Es war spät in der Nacht, als man sich auf dem schwäbischen Herrensitz Moskowitshof endlich zur Ruhe legte. Schon in den letzten Tagen war das Schloß nicht leer geworden von Besuchen aus den umliegenden Schlössern und Sommerfrischen, die Erkundigungen über das Befinden des schwererkrankten Barons einziehen wollten und die nun die Nachricht von seinem Tode mit so erstaunlicher Schnelligkeit weiter verbreiteten, daß es gegen Abend so lebhaft auf Moskowitshof herging, als hätte es ein großes Fest gegolten.

In dem Gewoge vornehmer und eleganter Trauerbesuche bemerkte man hier und da auch einen bäuerlichen Bürgermeister, einen schüchternen Schullehrer, einen behäbigen Geistlichen; denn der junge Baron war ein freigebiger Mann gewesen und hatte mancher Lokalbahn zu ihrem beschaulichen Dasein verholfen, manchem Maifest durch ein paar Fäßlein Schloßbier erst die rechte Weihe gegeben, manch' armseliges Dorfkirchlein durch eine bemalte Fensterscheibe, einen neuen Altar oder ein prunkvoll Muttergottesgewand verschönt.

Baronin Margarete nahm alle Beileidsbezeigungen in jener konventionellen Ruhe entgegen, mit der zuweilen talentlose Schauspielerinnen eine nur eben auswendig gelernte Salonrolle spielen. Die Eltern ließen sich vor niemandem sehen — ihr allein blieb es überlassen, das Trauerhaus zu repräsentieren und die nächsten notwendigen Anordnungen für den Toten zu treffen.

Als es endlich still geworden auf Moskowitshof, ging sie noch einmal in das Sterbezimmer, in dem der Verstorbene nun einsam dalag. Wenige Stunden erst waren seit seinem Heimgang verflossen, und schon hatten geschäftige Hände das Gemach in eine Art chambre ardente umzugestalten gewußt. Aus dem Treibhaus waren kostbare Palmen, seltene Orchideen herbeigeschleppt worden, zwölf schwere Wachskerzen umbrannten die abgeschrägte, mit einer kostbaren Sammetdecke umbreitete Bahre, auf der man den Baron in seinem schwarzen Frackanzug gebettet hatte. In den hageren, gelblichen Händen hielt er ein silbernes Kruzifix. Und darüber hingestreut bunte, duftende Blumen — was jeder nur gerade hatte abschneiden, als letztes Abschiedszeichen hatte hertragen können.

Auf dem Herzen des toten Schloßherrn lagen ein paar armselige, weiße Blüten: die hatte Baronesse Gretelchen abgezupft, um sie dem Papa zu bringen, während der verständigere kleine Majoratsherr einen Kranz aus roten Flatterrosen zu seinen Füßen niedergelegt hatte. Ringsum schon Kränze von den Gutsnachbarn, den Freunden; nur von Baronin Margarete lag noch keine Blume da. Sie schien den Mangel zu fühlen, eilte hinüber in ihr Zimmer und kam gleich darauf mit einer Schachtel zurück, die sie vorsichtig öffnete: Schleier und Myrtenkranz lagen darin. Vorsichtig hob sie das grüne Gewinde heraus und legte es neben die roten Flatterrosen hin; den Brautschleier wand sie ein paarmal um die Hände des Toten. Dann trat sie einen Schritt zurück und blickte noch einmal sinnend in das Antlitz dessen, mit dem sie zwölf Jahre ihres Lebens dahingewandelt war. Die Krankheit hatte sein Gesicht so sehr verwüstet, daß es jetzt schon unkenntlich schien. Baronin Margarete schlug das Kreuz über ihn und sich. „Ausgelitten“ zog's ihr noch einmal durch den Sinn. Sie schritt hinaus, die Schleppe ihres Gewandes hoch emporhaltend, als ob von dem Duft des Sterbegemachs etwas daran haften bleiben könnte.

Sie stand noch lange an dem weitgeöffneten Fenster ihres Schlafzimmers, starrte hinaus in die Nacht und ließ ihr vergangenes Leben an sich vorüberziehen. Zuerst die kindlich-frohe Mädchenzeit, deren harmlose Freuden sie in vollen Zügen genossen, da sie sich niemals darum bekümmert hatte, ob ihr, der Tochter einer unbemittelten adeligen Offizierswitwe, nicht am Ende das wenig neidenswerte Los einer alten Jungfer blühen möchte. Mein Gott, sie zählte achtzehn Jahre und war beim Tanz für alle Touren stets im voraus engagiert; wer wollte da lange an die Zukunft denken? Dabei war sie keineswegs eine blendende Erscheinung, ihre Persönlichkeit war viel eher zierlich-harmonisch denn schön, und so kam es ihr nie in den Sinn, daß grade sie einst dazu ausersehen sein sollte, ihre ganze Familie durch eine „Partie“ zu heben. Wer in aller Welt sollte denn an das Baronessel Gosen denken, dessen Namen noch nicht einmal zu den volltönendsten des gothaischen Almanachs gehörte, das sich mit den jüngsten Lieutenants am besten unterhielt? Und doch kam es so. Die Baronin Mutter hielt sich den Kopf vor Staunen: was fiel nur dem unendlich reichen Freiherrn v. Moskowits ein, sich gerade Margareten zu wählen? Und Margarete wiederholte die Frage mit zitternden Lippen; denn der Freier war ihr ob seiner wenig zarten Formen, seiner protzigen Geldverschwendung, seines etwas gewöhnlichen, ausdruckslosen Gesichts antipathisch. Sie wehrte sich gegen diese Heirat mit allen Kräften; aber was half es? Man versuchte es zuerst, ihr mit Strenge beizukommen, sie geradezu zu zwingen. Dem aber setzte das anscheinend willenlose, sanfte Mädchen einen verzweifelten, unbeugsamen Widerstand entgegen. Nun verfiel man auf das probateste Hausmittel gegen trotzige Naturen: man wirkte auf ihr Gemüt ein. Die Mutter sprach ihr davon, wie groß und edel es sei, der Schutzgeist einer ganzen Familie zu sein, den jüngeren Geschwistern eine sorgenfreie Zukunft, der bejahrten Mutter ein ruhiges Alter zu sichern, wie es ihr sicherlich gelänge, aus Moskowits noch einen tüchtigen Menschen zu machen, wie stolz und glücklich seine greisen Eltern wären, ihn endlich wohlgeborgen bei einer guten Frau zu wissen — „und wer so viel Glück giebt, der wird auch selbst glücklich sein“, schloß die alte Baronin gerührt ihre schöne Rede und küßte der Tochter weiße Fingerchen.

Da sagte Margarete „ja“. Doch erklärte sie Moskowits unumwunden, daß der Wille der Mutter, nicht die eigene Liebe ihre Hand in die seine füge.

Er lächelte. „Die Liebe kommt schon nach“, sagte er und gab seiner Braut den ersten Kuß. Glaubte sie etwa, daß er aus freier Wahl zur Ehe schritt? O nein! Aber die elterliche Goldquelle sollte ihm nur mehr unter der Bedingung weiterfließen, daß er seine Leichtlebigkeit aufgäbe und andern Sinnes würde. — „Du wirst heiraten,“ hatte Mama Moskowits kurz und bündig erklärt und alsbald Heerschau gehalten unter den Töchtern des Landes. Margarete entsprach ihr in jeder Hinsicht: sie war niedlich genug, um dem Sohne zu gefallen, und doch nicht so schön, daß er sich hätte mit Eifersucht plagen müssen, bei ihrer bisherigen Armut verstand es sich von selbst, daß sie keinerlei überflüssige Ansprüche machen, sondern beglückt nach der schwiegermütterlichen Pfeife tanzen würde, und ihr guter, alter Adel konnte dem noch sehr frischen der Moskowits eine schöne Stütze sein. Bald würde niemand mehr auch nur ahnen, daß Papa Moskowits einst Bankier und Großvater Moskowits gar Viehhändler gewesen. Dem jungen Freiherrn war jede recht, wenn ihm nur seine Rente gesichert blieb, und da die sämtlichen Angehörigen der Familien Gosen-Moskowits im stillen überzeugt waren, daß das junge Paar sich von einem langen Brautstande nicht allzuviel versprach, so folgte der glänzenden Verlobung bald eine glänzende Hochzeit.

Margarete hätte es nie für möglich gehalten, daß man so unglücklich sein könne, wie sie es in all' der Zeit war. Der Tag vor ihrer Hochzeit wurde ihr bitter schwer. Alle Viertelstunde erwachte sie in der Nacht mit dem jähen Schreckensbewußtsein, daß der Tag, der da unerbittlich nahte, für sie etwas Unabänderliches bedeutete, und als endlich sein erster, bleicher Schein durch die Fenster brach, saß sie weinend in ihrem Bett und lauschte angstvoll den grausamen Glockenschlägen, die immer wieder eine Viertelstunde begruben. Wie sie sich ankleiden ließ, zur Kirche kam, betete, die Ringe wechselte und dann sogar noch lächelnd Glückwünsche entgegennahm, wußte sie selber kaum; nur als sie dann im Wagen saßen und der Kutschenschlag geräuschvoll hinter ihnen zufiel, schrie sie plötzlich auf. Doch war es nur ein Augenblick, und alsbald wandte sie sich zu ihrem Manne, „ihre überreizten Nerven“ mit ein paar höflichen Worten entschuldigend. Das lustige, kleine Baronessel Gosen war zu Hause geblieben: die formvollendete große Dame fuhr mit Baron Moskowits in die Welt hinein.

Die Ehe verlief nicht anders, als unter derartigen Auspizien geschlossene Ehen meist zu verlaufen pflegen: erst leidlich, später unglücklich. Margareten blieb nichts übrig, als in schweigender Geduld mitanzusehen, wie Moskowits sich nach und nach völlig dem Weingenuß ergab und riesenhafte Summen auf dem Rennplatz und am Spieltisch verschleuderte. Trotzdem wurde Margarete noch vielfach beneidet um ihr Schloß am Neckar, ihren Palast in der Stadt und den behaglichen Luxus, den sie an ihre Familie verschenken durfte; die Leute meinten, so viel Reichtum müsse einem über vieles weghelfen. Baronin Margarete schien dieser Ansicht beizupflichten; sie klagte nie, sah immer heiter drein, ging mit ihrem Manne in die Welt, solange es ihn freute, blieb mit ihm zu Hause, als er zu kränkeln begann, vergötterte ihr Kind und wußte sich ihren Ruf so tadellos zu wahren, daß selbst Mama Moskowits, die ihre Schwiegertochter wohl gewählt, aber nie geliebt hatte, anfing oder vielmehr anfangen wollte, sich mit ihr zu befreunden. Die junge Baronin aber hegte eine tiefe Antipathie gegen die unfeine Frau, die ihr's früher nicht oft genug hatte wiederholen können, welches Glück sich in Gestalt des Freiherrn v. Moskowits zu der armen Offiziersfamilie niedergeneigt. Mama Moskowits hatte das damals gar nicht so böse gemeint; sie wollte nur vorbeugen, daß die Baronesse nicht am Ende auf ihren alten Erbadel pochen und mit der Miene einer unebenbürtig vermählten Prinzessin in dem aus Moskowits'schen Mitteln erbauten Palaste umherstolzieren sollte. Margarete aber besaß ein gutes Gedächtnis für erlittene Kränkungen, und wenn sie auch nie vergaß, was sie der Mutter ihres Mannes schuldete, so blieben sich die Frauen doch innerlich fremd. Mit wahrhaft töchterlicher Liebe hing Margarete dagegen an dem alten Baron; er war grade kein gebildeter Mann, aber fein im Gemüt und verstand wohl besser als seine Frau, welch' qualvolles Leben Margarete zeitweise auf dem Landschloß und in dem Stadtpalast hinschleppte.

So vergingen fünf, sechs Jahre — da sprach Margaretens Herz zum erstenmal. Unter den vielen Gästen, die der Baron alljährlich zur Jagd lud, kam einmal ein junger Mann, der sich erst kürzlich in der Nähe von Moskowitshof angekauft hatte. Ihn dauerte das junge, vernachlässigte Geschöpfchen, dessen Geschichte er kannte, und Margaretens Augen hingen mit Wohlgefallen an seiner hohen, kräftigen Gestalt und seinem angenehmen, klugen Gesicht. Doch als er ihr eines Tages von herzlichen Empfindungen sprechen wollte, die er für sie hegte, da wehrte sie ihn sanft, aber entschieden ab.

„Ich darf Sie nicht hören! Ich bin die Frau des Baron Moskowits.“

„Ja, an den Ihre Mutter Sie verkauft hat!“ sagte Stefan herb.

Sie senkte die Augen, und an ihren Wimpern schimmerten Thränen. „Sie mögen recht haben,“ sagte sie mit einer müden Verzweiflung, die ihm weher that, als alle Schmerzensworte es gekonnt hätten, „ich hätte mich nicht verkaufen lassen sollen. Aber ich hatte damals nicht den Mut, eine Sünde zu verhindern.“ Sie war eine schlichte, brave Natur, die sich heute nicht mehr über Gut und Böse wegtäuschen ließ.

„Geben Sie mir wenigstens einen Schimmer von Hoffnung,“ bat er, „nur einen Schimmer! Für später!“

Erschrocken sah sie ihn an und verstand ihn. Ihr Blick ging auf den Baron, der mit feuerrotem Gesicht unmögliche Geschichten lärmend erzählte. „Quälen Sie mich nicht!“ bat sie verzweifelt.

Er geriet außer sich. „Ja, die Welt hat recht: Sie sind kalt — kalt wie Eis!“

Sie preßte die Hände aufs Herz und blickte verwirrt in ihren Schoß nieder. Dann hob sie den Kopf und sah ihn mit einem Blick an, der ihm mehr sagte als tausend Worte. Sie konnten nichts weiter mehr miteinander sprechen; denn der Baron winkte seiner Frau mit den Augen, daß sie die Tafel aufheben sollte. Und es gab ja auch nichts weiter mehr zu sagen: sie wußten beide, daß für sie nur Qual und Weh bedeuten konnte, was sonst aller Himmel Seligkeit in sich schließt. Dennoch fühlten sie sich an jenem Tage sehr glücklich.

Stefan verkehrte häufiger in Moskowitshof, denn der Baron hielt große Stücke auf ihn, und Baronin Margarete hoffte zu Anfang, daß ihr Gatte sich dem guten Einfluß des jungen Gutsnachbarn zugänglich zeigen möchte. Der Baron aber änderte sein Wesen nicht mehr, und Stefans Gegenwart war der einzige Lichtblick in Margaretens Leben. Wie ein wahrer Freund trug er alles mit ihr, wenn auch seine Blicke sprachen, wie schwer es ihm wurde, eben nur der Freund zu sein. Aber mit keinem Wort wagte er mehr, sich zu verraten, Margaretens Würde hielt ihn in Schranken, und er ahnte es kaum, daß auch in ihr endlich die Jugend aufschrie nach ihrem Recht auf Glück.

So verging Monat um Monat, Jahr um Jahr. Baronin Margarete verblühte schnell, ihr Kindergesichtchen verlor seinen Reiz, wurde ernst und müde. Stefan schloß sich einer wissenschaftlichen Expedition an, die ihn mehrere Jahre fernhielt.

Als er wiederkam, feierte man eben die Taufe von Baronesse Gretelchen. Der Baron war fast toll vor Vaterstolz, Baronin Margarete sah blaß und elend aus, wie zerrieben von täglich sich erneuernden Kämpfen mit dem Leben und mit sich selbst.

Wieder vergingen Monate — da, vor ein paar Wochen, war der Baron bettlägerig geworden. Daß er nicht mehr aufstehen sollte, hatte kein Mensch gedacht.

Baronin Margarete schloß fröstelnd ihre Fenster. Die erste ruhige Nacht seit zwölf Jahren! Aber kein Schlaf wollte ihre Augenlider schließen, und dennoch war's kein Glücksgefühl, das sie wach hielt. Ernst und nachdenklich schaute sie den ersten Morgenstrahlen entgegen, die sich über ihr Bett hinstahlen.

* * *

Das Trauerjahr war zu Ende, die erste Wiederkehr des ernsten Gedenktages vorüber. Eine freundliche Spätherbstdämmerung sank über Moskowitshof nieder. Baronin Margarete saß auf der Bank eines kleinen Waldhügels, der hinter dem Schlosse aufstieg — neben ihr Stefan. Sie hatte den Hut vom Kopf genommen, und der Abendwind zerwühlte ihre dunklen Haare, in die sich da und dort schon weiße Fäden zogen. Sie trug noch ihr Trauerkleid, und ihr bleiches, müdes Profil hob sich scharf von dem stumpfen Schwarz des Gewandes ab. Leise nahm Stefan ihre Hand. Sie sahen hinunter auf den kleinen Friedhof, wo der Baron gebettet lag. Prunkend hob sich das mächtige, wappengezierte Grabmal von den einfachen Kreuzen und Steinen der andern Gräber ab. Heller Sonnenschein flutete über den kleinen, umgitterten Hügel, der wieder mit frischen Blumen überbreitet lag, wie vor einem Jahr — —

„Margarete!“

Sie hörte ihn kaum. Sie starrte unverwandt auf das Grab da unten.

„Margarete!“ sagte er abermals.

Nun wandte sie das Haupt, sah ihn müde lächelnd an.

„Ja, ja!“ nickte sie ihm zu.

Er zog sie an sich und sie ließ ihn gewähren, zum erstenmale — ihrer Vereinigung stand jetzt nichts mehr im Wege. Verstohlen prüfend streiften seine Augen ihr ernstes, blasses Antlitz, in dem der jahrelang verhaltene Kummer seine Spuren zurückgelassen. Dann saßen sie wieder schweigend nebeneinander, Hand in Hand . . .

Und ohne daß er's hätte hindern können, ohne daß er selbst recht gewußt hätte, wie es kam, überschlich ihn eine stille, große Traurigkeit. Wie er Margareten wieder in die Augen sah, merkte er, daß sie ihn verstand und daß sie's ebenso fühlte . . .

Zu spät! Zu spät! Mit dem Schloßherrn von Moskowits hatte man auch ihre Jugend begraben! Die rosenglutende Zeit, von der sie beide so oft und so heiß geträumt, lag lange hinter ihnen — das fühlten sie erst heut, da sie sie so recht zu halten gemeint. Jahrelang waren sie als armselige, weinende Bettler an des Paradieses Pforte gestanden, nun da es sich ihnen endlich aufthun sollte, war seine Lenzespracht verblichen und weißer Reif darüber hingestreut. Es lag vor ihnen wie ein Herbsttag, freundlich, milde, aber ohne die mächtige, allbelebende Kraft der Julisonne, nach der Baronin Margarete sich mehr als ein Jahrzehnt lang gesehnt.

Jahrestage.

Nachdruck verboten.

Wenn ein Sterbetag sich jährt,
Wenn für heiße, stumme Schmerzen
Der Gedenktag wiederkehrt —
Weh' dann unsern armen Herzen!

Der Erinn'rung trocknes Laub
Duftet scharf aus dem Verstecke.
Toten Glückes lieber Staub
Lüftet seine Hügeldecke.

Dunkler Wellen heißer Drang
Brandet wild an kalte Stufen.
Leise Finger klopfen bang,
Ferne, ferne Stimmen rufen.

Bleiche Bilder mußt du sehn
Unter jähen Blitzeshellen.
Wieder, wieder mußt du gehn
Ueber scheu gemied'ne Stellen.

Alles wacht und alles gärt,
Alles lebt in unsern Herzen,
Wenn ein Sterbetag sich jährt,
Ein Gedenktag unsrer Schmerzen!

Frida Schanz.

Moderner Goldschmuck.

Von Dr. Felix Poppenberg.

Nachdruck verboten.

Der Einfluß der Künstler auf das Kunstgewerbe und seine fruchtbare Wirkung ist jetzt auch der Goldschmiedearbeit zugute gekommen.

Die Entwürfe Hermann Hirzels für Damenbroschen haben etwas völlig Neues, Eigenartiges und Geschmackvolles geschaffen. Grade die Schmuckkunst konnte eine solche Auffrischung gut gebrauchen. Hier war der Boden dürrer denn anderswo.

An wirkungsvoller Verarbeitung der Juwelen gab es zwar nichts zu tadeln. Man war, nach den Zeiten der Geschmacksentartung, wieder zu der alten, vornehmen Art zurückgekehrt, die Fassung völlig diskret, fast unmerklich zu halten und nur den Stein wirken zu lassen. Man vermied alles Ueberladene und strebte nach ruhigen, abgetönten, vornehmen Wirkungen. Die breite Ansammlung von Brillanten wurde vermieden.

In der Komposition von Brillanten zu Blumen und Zweigmotiven ward die lange, schmale Form der Blätter bevorzugt, und die Brillantplatte der Marquisenringe ward ganz schlank. Von diesem edlen Schmuck der Steine, deren edelster, die Perle, von Jahr zu Jahr, vor allem als Herrenschmuck, in der Beliebtheit und auch im Preise stieg, kam man ohne jeden vermittelnden Uebergang sofort in das Reich abgrundtiefer Geschmacklosigkeit, wenn man sich nach einfacheren, billigeren Sachen umsah.

Hier, wo nicht durch den natürlichen Effekt des kostbaren, in der Wirkung so dankbaren Steines etwas gemacht werden konnte, wo es sich zeigen sollte, mit schlichten Mitteln etwas zu erreichen, offenbarte sich die ganze Armut. Bei keinem Stück mehr als bei der Brosche.

Was für ein Mangel an Erfindung lag in den bis zum Ueberdruß wiederholten Reitpeitschen, Hufeisen, Steigbügeln, die häufig genug von Damen getragen wurden, die nie ein Pferd bestiegen hatten! Und wie oft mußte man sie immer wieder sehen, die stereotypen, bis zur Banalität wiederkehrenden Halbmonde, Kleeblätter, Muscheln! Es war eine freudlose, unfrische Schablonenarbeit.

Wir hatten nicht die Aushilfe, die sich andern Völkern bot. Die Skandinavier z. B. gingen auf ihre alten volkstümlichen Ueberlieferungen zurück. Die Volkskunst erwies sich, wie so häufig, als stärkend und fruchtbringend. Mit Entzücken sieht man in Christiania und Kopenhagen am Halse der Mädchen den alten Bauerngoldschmuck, aus reinem Gold ohne jede Zuthat. Es sind kleine, zierliche, an feinen Kettchen hängende Plättchen und Becken. Ganz entfernt an orientalischen Münzschmuck erinnernd, aber gediegener, massiver. Und dieser freudige, helle, einfache und doch vornehme Schmuck paßt zu der geraden, freien und stolzen Art des Nordens.

Die Skandinavier hatten auch ihre schönen heimischen Emailarbeiten und die Filigrantechnik, mit der sie alte, edle Muster nachschufen. Hier war bei uns eine empfindliche Lücke. Der einfache Halsschmuck, der ohne Hilfe der Steine geschmackvoll und vornehm wirken sollte, fehlte uns ganz. Und diese Lücke auszufüllen, ist jetzt durch Hermann Hirzels Entwürfe ein sehr beachtenswerter Anfang gemacht.

Hermann Hirzel ist ein feinfühliger Radierer von ausgesprochen dekorativen Interessen. Er stammt aus dem modernen Künstlergeschlecht, das mit geschärften Augen in die Natur sieht, sich in das Studium der Pflanzenformen mit nie ermüdendem Eifer versenkt. Der Reichtum ihrer Motive wird von ihm neu entdeckt, aus Staubfädenbildungen und Blattäderungen fließt ihm ornamentale Belehrung. Und der ganze reiche Schatz des durch peinliches Studium erworbenen Materials wird stilisiert zu dekorativen Zwecken verarbeitet. Aus dieser Mischung von tief intimem Natursinn und einer die gewonnenen Eindrücke sofort zum Ornament umsetzenden Stilisierungskunst schafft der Münchner Eckmann, mit bekanntem Erfolge. Köppings Gläser wuchsen auf gleichem Boden. So schafft auch Hermann Hirzel. Seine Radierungen geben meistens landschaftliche Eindrücke. Märkische Stimmungen, italienische Impressionen. Es sind zarte, delikate Arbeiten. Sie treten aber fast nie als Bild allein auf.

Es ist Hirzels Spezialität, fast um alle seine Stücke — bei Gurlitt in Berlin sind sie zu sehen — reizvolle Umrahmungen zu komponieren. Und manchmal wirkt es fast, als hätte ihn die Bordüre mehr gelockt als das Umschlossene.

Die Bordüren bestehen aus subtil und liebevoll radierten Blumen- und Blättermotiven. Voll Grazie schlingen sich schlanke Zweige ineinander; die Blätter nicken, und Blumendolden wachsen aus ihnen hervor.

Diese Bordüren und Umrahmungen scheinen nun die Mütter seiner Schmuckentwürfe zu sein, die aus ihnen heraus geboren sind. Die Zweig- und Blättermotive sind für diese Broschen hauptsächlich bestimmend gewesen. Ihr Reiz liegt in der schmeichlerischen, eleganten Linienführung. Ein weiteres Mittel ihrer Wirkung ist die peinliche Arbeit und das Material. Sie werden in mattem Gold mittelst Handarbeit ausgeführt.* Aus biegsamen, leichten Stengeln sprießen zierliche Mohnköpfe auf, in weichen Linien runden sich um sie zu einem umschließenden Rahmen zierliche Zweige mit feinem Blätterwerk.

Ausgezeichnet ist — eine Hauptbedingung für den Künstler, der dem Kunstgewerbe dienen will — die Wirkung des Materials berechnet. So haben bei der Blattwahl die kleinzackigen Blätter, die in Metall mit scharfem Umriß wirken, den Vorzug erhalten, dann die schmalen, langen schwert- und sichelförmigen Blätter; ferner das Ranken- und Windenartige, das die reizvollste Linienführung ergiebt.

Bei den neuesten Stücken ist durch diskrete Emaillierungen in Mattgrün und tiefem Blau der Charme dieses aparten und dabei nicht teuren Schmuckes noch gesteigert.

Den Kulturhistoriker interessiert übrigens an diesen Broschen, wie sich ihre Eigenart aus den ästhetischen Neigungen unsrer Zeit ergiebt. Ich habe bei andrer Gelegenheit hier ausgeführt, wie im modernen Interieur, wie es die Engländer und Amerikaner ihren Bedürfnissen entsprechend sich herausgebildet haben, einige wenige Grundprinzipien herrschen. Einfachheit, Wirkung durch das Material, keine Schnitzereien und überladenen Schnörkel; überhaupt keine Effekthascherei durch sekundäre Mittel, sondern nur die reine Wirkung aus dem Material heraus. Freude an musterhafter, penibler Arbeit, an vollendeter Handfertigkeit.

Die Kupfer- und Messingarbeiten von Benson in London sind in ihren Formen von denkbarster Einfachheit, z. B. ein schlichter Wandgasarm aus gebogenem, poliertem Messing, um den sich eine Spirale aus Kupfer windet. Der Reiz besteht hier einerseits in der Linie und dann eben in dem in Schliff und Tönung raffiniert behandelten Material. So erreichen die Engländer auch mit Geräten, Dosen, Messern aus Sterlingsilber, die nicht den geringsten Schmuck sonst haben, einfach durch den Metallton und die Eigenheit der Ausführung einen

Goldbroschen nach Entwürfen von Hermann Hirzel.

ästhetisch hochbefriedigenden Eindruck. Auf solchem fruchtbaren, modernen Boden sind auch die Hirzelschen Entwürfe gewachsen.

In der Blütezeit deutscher Art und Kunst hielten es Holbein und Dürer ebenso wenig wie die großen italienischen Meister für einen Raub, Entwürfe für edlen Schmuck zu schaffen, den Geschmack ihrer Zeit in mustergiltiger, vollendeter Form zu manifestieren.

Es soll nicht Kleines mit Großem verglichen werden, aber hoher Freude ist es wert, daß heut endlich auch der Goldschmiedekunst nach langer Frist wieder eine originelle, künstlerische Belebung zufließt.

* Unsre Abbildungen sind nach Modellen hergestellt, die der Hofjuwelier Louis Werner in Berlin, Friedrichstr. 190, ausgeführt hat.

Auflösung des Anagramms Seite 295.

Anker, Ranke.

Auflösung des Silbenrätsels Seite 295.

Handschuh.

Auflösung der französischen Scherzfrage Seite 295.

Le vol de l'oiseau.

Rätseldistichon.

Sucht mich in Lessings Dramen, dort könnt meinen Namen ihr finden.
Ohne den Kopf und den Fuß nehm' ich zur Donau den Lauf.

Litteraturtafel.

Körner:	
Goethe:	
Lessing:	
Heine:	
Ebers:	

Ein Held des Geistes und der Feder
Auf dieser Tafel ist ein jeder;
Stell' vis-à-vis von seinen Werken
Ihm eines — und du wirst bemerken:
Herab von oben sie gelesen,
Wird wieder d'raus ein dichtend Wesen.

Rebus.

Bücherschau.

„Pave, der Sünder." Von Bernhardine Schulze-Schmidt. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 5 M. — Die Geschichte spielt in Dalmatien, dessen charakteristische Töne den Leser umklingen. Die Menschen passen gut in das fremdartige Milieu, ihre Charakteristik ist wohlgelungen, die gut erfundene Handlung ist mit Humor und Poesie durchwürzt.

„Ninive." Von Maria Janitschek. Leipzig, 1896. 3 M. — Kein Roman, sondern ein Bild, oder besser: ein Bildercyklus aus dem litterarischen Leben der Weltstadt, die nicht ein einzigesmal genannt wird und die der Leser doch nach den ersten Seiten kennt. Einen Ikarusflug hat Johanna, die Unschuld vom Lande, nach ihr unternommen, die sie sich als Wunderstadt träumte wie weiland Ninive, die Gartenstadt der Semiramis. Bitter enttäuscht kehrt das junge Mädchen in ihr idyllisches Heimatsdorf zurück. Was der schlichten Erzählung außer dem tiefen, moralischen Gehalt, den sie trotz ihres kühnen Realismus nicht verleugnet, dauernden Wert verleiht, das sind die photographisch treuen Sittenbilder, denen sie als Folie dient. Niemand wird diese fesselnden Großstadtskizzen ohne Interesse, viele werden sie mit Nutzen lesen. Janitscheks „Ninive" kann manchen von falschen Großstadtidealen befreien und vor neuen Scheinidealen bewahren.

„Trilby." Von G. du Maurier. Deutsch von Marg. Jacobi. 6. Aufl. Stuttgart, Robert Lutz. Geb. 5,50 M. — Der vielbesprochene Roman, dessen Bühnenbearbeitung zur Zeit auch in Deutschland an verschiedenen Theatern aufgeführt wird, liegt hier in guter Uebersetzung vor. Das Buch behandelt die Schicksale eines seltsamen Mädchens, das unter dem Einflusse der Suggestion eine große Sängerin wird. Der Roman spielt im ersten Teil in Paris, im zweiten in England und schildert sehr drollig und fesselnd namentlich das Künstlertreiben der Pariser Maler und Musiker.

Allerlei fürs Haus.

Schutzmittel gegen Mücken sind zur Sommerszeit in manchen Gegenden, in denen stehende Gewässer einen förmlichen Brutherd für die lästige Mückenplage bilden, stark begehrte Artikel, und wir entsprechen wohl den Wünschen vieler Leserinnen, wenn wir einige erprobte Mittel hier anführen.

Zum Fernhalten aus bewohnten Räumen dient Mückenessenz, die man nach der Verdünnung mit Wasser durch einen Spray möglichst fein zerstäubt, oder aber ein weniger angenehmes Vertreibungsmittel, d. h. Räucherungen mit Mückenkerzen, die in Droguenhandlungen meist fertig käuflich sind.

Zur Fernhaltung der Mücken von der Haut beim Spazierengehen oder beim Sitzen im Freien kann man sich der Mückenessenz gleichfalls bedienen, indem man sie unverdünnt auf die Haut reibt, oder aber man verwendet zu gleichem Zwecke einen Puder. Bequem zu handhaben sind auch Mückenstifte, die man stets zur Hand haben kann und mit denen man die Haut bestreicht.

Sämtliche Mittel, die zu diesem Zwecke geeignet sind, besitzen aber den Uebelstand, einen starken Geruch zu verbreiten. Dies kann unter keinen Umständen vermieden werden; denn durch eben diesen Geruch sind die Mittel allein wirksam. Es gilt hierbei nur eine Substanz zu wählen, die die Geruchsnerven der Menschen am wenigsten, die der Mücken aber besonders stark beeinflußt. Diese Substanz hat E. Dieterich in dem Eukalyptol gefunden, einem Riechstoff, der aus einem myrtenähnlichen Baum Australiens hergestellt wird. Aus diesem kann man sich die genannten Mückenschutzmittel in jeder Apotheke leicht nach folgenden Vorschriften herstellen lassen:

Mückenessenz: 1 Teil Eukalyptol, 1 Teil Essigäther, 4 Teile Kölnisches Wasser und 5 Teile Tinktur aus persischem Insektenpulver werden gemischt.

Mückenpuder: 1 Teil Eukalyptol, 4 Teile Veilchenwurzelpulver und 15 Teile Weizenstärke werden zusammen verrieben.

Mückenstifte: 4 Teile Eukalyptol, 1 Teil Anisöl, 45 Teile flüssiges und 50 Teile festes Parfüm werden zusammengeschmolzen und in Stangen ausgegossen.

Von allen diesen Mitteln darf man sich selbstverständlich nicht zu viel versprechen, und es ist notwendig, das Einreiben, Pudern und Bestreichen oft zu wiederholen, da durch die Hitze, die bei dem Notwendigwerden von Mückenschutzmitteln meist zu herrschen pflegt, die Wirkung der Riechstoffe durch Verdunstung alsbald wieder nachläßt. Immerhin dürften die Eukalyptolpräparate als die besten der zur Zeit bekannten Mückenschutzmittel gelten.

Bei bereits erfolgten Mückenstichen ist es von unschätzbarem Wert, etwas Salmiakgeist bei sich zu haben, mit dem man die Stelle zu betupfen hat. Der Salmiakgeist ist in diesem Falle schmerzlindernd und entzündunghemmend, indem er die Wirkung des in der Wunde abgesonderten Stoffes durch chemische Neutralisation aufhebt.

Fleisch- und Fischgeruch zu beseitigen. In der heißen Jahreszeit ist es von Bedeutung, ein Mittel zur Hand zu haben, das den üblen Geruch von Fleisch und Fischen, auch wenn diese durchaus nicht verdorben sind, beseitigt. Man verwendet hierzu am besten übermangansaures Kali, von dem eine Quantität zu 10 Pf. (in allen Apotheken und Droguenhandlungen erhältlich) für lange ausreicht. Ein einziges Körnchen, richtiger Krystallchen, in ein bis zwei Liter Wasser gelöst und zum Abwaschen des Fleisches benutzt, beseitigt den Geruch vollkommen. Bei Fischen kann man auch einige Stückchen frisch ausgeglühter Holzkohle mitkochen, um denselben Zweck zu erreichen. Einige behaupten den gleichen Erfolg auch von gewöhnlicher Braunkohle, doch ist das erstgenannte Verfahren jedenfalls appetitlicher als das Mitkochen von Braunkohle.

Aufpolieren von Möbeln. Zur bessern Erhaltung polierter und gebeizter Möbel wird in der Dresdner „Landw. Presse" folgendes Verfahren angegeben, das sich in der Praxis thatsächlich sehr gut bewährt. Ein Stück Flanell wird zu einem faustgroßen Ballen, den man bequem mit den Fingern umspannen kann, zusammengedrückt und dieser mit alter und möglichst weicher Leinwand umhüllt. Auf den Ballen werden nur wenige Tropfen Mandelöl oder auch gutes Tafelöl gegossen und ebensoviel Tropfen reiner Spiritus (nicht denaturierter). Mit dem so beträufelten Ballen reibt man, fest aufdrückend, die Politur immer in kleinen Kreisen ab. Durch das feste und schnelle Reiben erwärmt sich das Holz, und der anhaftende Schmutz löst sich ohne Zuhilfenahme von Wasser los. Jedesmal ist nur eine kleine Fläche in Arbeit zu nehmen und erst, wenn diese glänzend ist, weiter zu gehen, indem dann eine neue Stelle der Leinwandhülle mit Spiritus und Oel beträufelt und zum Abreiben benutzt wird.

Produktion und Export von kalifornischen Pflaumen. Die Produktion von Pflaumen hat sich in Kalifornien in den letzten Jahren derart entwickelt, daß das Land nicht nur imstande ist, den ansehnlichen Bedarf darin in Nordamerika, das vordem vorwiegend slavonische und bosnische Pflaumen bezog, zu decken, sondern es werden jetzt auch davon nach Europa bedeutende Mengen exportiert. Die kalifornischen Pflaumen sind durchschnittlich größer als die europäischen und von sehr gutem Geschmack, haben aber eine etwas dickere Haut; trotzdem werden sie vielfach den bosnischen Pflaumen vorgezogen, auch weil die Preise meist mäßiger sind. Diese Konkurrenz dürfte sich mit der Zeit wohl auch auf andern europäischen Absatzgebieten geltend machen.

Moderne Sommerhüte.

(Hierzu Abb. Nr. 1 und 2)

Für das Hütchen in Abb. Nr. 1 ist zarter, rotlila, mit blitzenden Pailletten durchstreuter Seidentüll in vollen Draperien auf einem kleinen Gestell geordnet. In die Puffen schmiegen sich kranzartig einzelne Tuffs glänzend weißer Narzissen, während sich an der Seite aus einem vollen Strauß dieser Blüten aigrettenartig ein paar rotlila Schwertlilien mit starren, grünen Blättern erheben.

Zu dem Hut in Abb. Nr. 2 ist die beliebte Farbenverbindung von Rot, Weiß und Schwarz gewählt. Der Hut in russischer Form mit hinten aufgeschlagener Krempe besteht aus weißem Phantasiegeflecht, von dem auch auf der Krempe ziemlich große Zacken gebildet sind. Auf den Zacken ruht ein welliges, am Rande mit schwarzem Sammetband begrenztes Plissé aus roter Seidengaze, während ein zweites, dreimal mit Sammetband besetztes Plissé aufrechtstehend um den Kopf geschlungen ist und vorn große Tollen bildet. Hinten am Kopf des Hutes und unterhalb der Krempe stecken, zu einem vollen Tuff geordnet, große, leuchtend rote Mohnblumen und eine Aigrette schwarzer Strauß- und weißer Reiherfedern.

Nr. 1. Sommerhut aus Seidentüll.

Das Rosenöl.

Nachdruck verboten.

Die Geschichte des Rosenöls ist mit derjenigen aller Kulturvölker eng verwachsen. Sind wir doch gewöhnt, die Höhe der Kulturentwicklung eines Landes nach dem Grade abzuschätzen, in dem die Menschen ihre Sinne sozusagen als Thore der Seele zu behandeln wissen. So ist auch der Geruchssinn von jeher als „Thor des Gedächtnisses und der Seele" angesehen worden, und die ersten Versuche, Rosenöl zu gewinnen, mögen auf den Wunsch zurückzuführen sein, die innige, seelische Freude der Menschen an der Blume aller Blumen auch auf die rosenlose Zeit des Jahres auszudehnen.

Mittelasien, das Heimatland der Rose, gilt auch für die Geburtsstätte des Rosenöls. Anfangs freilich dürfte es nur Rosenwasser gewesen sein, das man dort gewann, indem man Rosenblätter mit Wasser übergoß und von der Sonne bescheinen ließ. Die Blume der Liebe war schon im klassischen Altertum der Aphrodite geweiht; doch auch dem Dionysos, dem Begünstiger der Tafelfreuden, galt sie als heilig, und so wurde es möglich, daß sie von den genußsüchtigen, süditalischen Griechen, von den Sybariten, und später auch von den Römern in einer verschwenderischen Weise gebraucht wurde, die selbst die phantasiereichen Orientalen als Entweihung empfanden. Um so höher stieg die Wertschätzung der Rose im romantischen Mittelalter, wo sie als Symbol mit dem Marienkult verwuchs und gleichzeitig als Wahrzeichen des heiligen Blutes und des Todes galt, sowie sie ja schon von den Griechen als Sinnbild der Vergänglichkeit aufgefaßt und bei Bestattungsfeierlichkeiten benutzt wurde. Anfangs des siebzehnten Jahrhunderts waren gegen vierzig Rosenölrezepte im Umlauf; auch findet sich in Reiseberichten die Meldung, daß im Morgenlande Rosenöl teurer sei als Gold, während es offenbar in Deutschland bereits billiger hergestellt wurde. Noch heute werden die Goldflacons, in denen das türkische Rosenöl in den Handel kommt, zum großen Teil in Deutschland hergestellt.

Mit Wattebäuschchen hatte man anfangs den köstlichen Oelschaum abgetupft, der sich auf dem Rosenwasser in winzigen Tropfen sammelte. Die moderne Chemie setzt uns in den Stand, das Verfahren wesentlich zu vereinfachen. Das Rosenblatt enthält einen unendlich geringen Prozentsatz besonderen ätherischen Oeles. Es sind achtzig Rosen nötig, um nur einen einzigen Tropfen Rosenöl zu gewinnen. Daher sind zur Herstellung des kostbaren Duftes ausgedehnte Rosenfelder erforderlich. Bis vor kurzem befanden sich die größten Rosenkulturen der Welt in Rumelien, wo die Bewohner von hundertundzwanzig bulgarischen Ortschaften mit der Herstellung von Rosenöl und Rosenwasser beschäftigt sind. Neuerdings ist auch Leipzig mit seinem „Rosenthal" stark an der Gewinnung des geschätzten Parfüms beteiligt. Die bessere Beschaffenheit der Apparate und die vorzüglichen Eigenschaften der Centifolie, der „deutschen" Rose, haben dem Präparat dort schnell ein ausgedehntes Absatzgebiet erobert.

Große, kupferne Destillierblasen werden zur Zeit der Rosenblüte täglich mit vielen tausend Kilogramm frischer, in der Morgenfrühe gesammelter Rosenblätter gefüllt. Es können bis zu fünfzigtausend Kilogramm Blätter verarbeitet werden. Das Verfahren besteht darin, daß man die Rosenblätter mit chemisch reinem Wasser übergießt und sie derjenigen Wärmehöhe aussetzt, die das Rosenöl löst, ohne es zu verbrennen. Der Verschluß der Gefäße hindert es, sich mit der umgebenden Luft zu vermischen — sich aus Mangel an bindenden, beschwerenden Stoffen zu verflüchtigen. Das Rosenwasser tropft nach unten aus den geschlossenen „Blasen" ab; es wird alsdann starker Kälte ausgesetzt, wobei das Rosenöl sofort erstarrt und nun abgeschöpft werden kann. Das Rosenwasser bildet bekanntlich ebenfalls einen verbreiteten Handelsartikel. Droguerien, Parfümerien und Konditoreien sind die hauptsächlichen Abnehmer für die gesuchte Ware.

Auf ähnlichem Wege wie das Rosenöl werden fast alle künstlichen Blumendüfte, wie „Flieder", „Maiglöckchen" u. s. w. gewonnen. H. v. N.

Besuchs- oder Standesamtstoilette.

Hierzu Titelbild S. 313.

Ganz eigenartig und doch höchst geschmackvoll ist die Toilette aus wunderschönem, silbergrauem Kaschmir auf der Titelseite unsres Blattes. Das in Prinzeßform gearbeitete Kleid ist auf der Taille in ersichtlicher Weise ringsum jäckchenartig in Querfalten geordnet, die an der linken Seite unter einer breiten Krause und großen, künstlerisch ausgeführten Knöpfen schließen. Unterhalb der Falten zieren das Kleid graziöse, schwarze Spitzenapplikationen, die sich um die Taille schlingen und über die Hüften fortsetzen. Auch dem Rock ist zu beiden Seiten ein großes Spitzenornament aufgesetzt. Die Aermel sind oben mit mäßiger Puffe gearbeitet, erweitern sich am Handgelenk etwas und sind hier in Bogen ausgeschnitten und mit feinen, plissierten Krausen aus elfenbeinfarbenem Seidenmusselin begrenzt. Ein kurzer, aus einzelnen Teilen zusammengesetzter, sich nach oben tellerartig erweiternder Kragen aus elfenbeinfarbenem Taffet, der mit krausem Tüll bedeckt und mit fein plissierter Tüllrüsche umrandet ist, vervollständigt die elegante Toilette. — Sehr apart ist auch der kleine Toquehut aus silbergrauem Seidengeflecht, dessen kleines Köpfchen von einem dichten Blättergewinde umgeben ist, das seitlich mit einem Bouquet aus großen, herrlichen Rosen schließt, von dem aigrettenartig Blätter und Knospen emporstreben.

Bezugquelle: Paris, Maison Coussinet, 43 rue Richer.

Beschreibung des kolorierten Modenbildes „Juli".

Unser koloriertes Modenbild „Juli" zeigt zwei sehr hübsche Strandkostüme, von denen das erste aus einfarbig mattgrünem und gleichem, mit Blumenmusterung durchzogenem, französischem Musselin im Stil Louis XVI. besteht und mit reichem Besatz aus crèmefarbenen Spitzeneinsätzen versehen ist. Dem Rock aus einfarbigem Musselin liegt ein zweiter Rock aus buntem Musselin, ein Ueberkleid bildend, auf, der mit tiefen, mit Einsatz umrandeten Zacken endet. Das Unterkleid ist, wie ersichtlich, zweimal mit Einsatz garniert. An der Blusentaille ist die obere Hälfte aus buntem Musselin mit dem kurzen, im Gürtel verschwindenden untern Teil aus einfarbigem Musselin durch Einsatz in Zackenform verbunden. Die Aermel sind in bestimmten Zwischenräumen mit schräg laufenden Einsätzen umzogen bis hinauf zur Puffe, der eckige Epauletten aus einfarbigem Musselin aufliegen. Diese sind am untern Rande zweimal mit Einsatz geziert und legen sich, in dichte Falten gesteppt, über die Achseln bis zum Stehkragen. Den untern Rand der Aermel begrenzt eine Spitzenfrisur. An der Taille ist hinten und vorn durch plissierte, in der Mitte sich verschmälernde Volants aus einfarbigem Batist und Einsatz ein Sattel abgegrenzt, und der mit einer Spitzenrüsche umrandete und mit Einsatz überdeckte Stehkragen ist mit einer großen Tüllschleife geziert; der Gürtel ist aus faltiger Seide gebildet und vorn unter einer schönen Schnalle geschlossen. — Dem Hut aus Manilageflecht ist eine Garnitur aus Seidengaze und schillernden Flügeln gegeben. — Der Schirm hat einen Bezug aus weißer und ein Futter von gelblicher Seide.

Die zweite Toilette aus goldgelber Etamine hat einen glatten Rock, an dem durch eine schmale Rolle eine vorn runde, nach hinten sich verkürzende Tunika imitiert ist. Die Blusentaille mit schrägem Schluß, den auf schwarzem Band ruhender Spitzenbesatz begrenzt, wird durch einen hinten mit langer Schleife endenden Gürtel aus schwarzem Band abgeschlossen, den vorn eine Bandtolle schmückt. Den Ausschnitt füllt in Puffen gezogener Tüll mit Spitzenjabot. Den obern Abschluß der Taille bildet ein mit schwarzem Band bedeckter Stehkragen mit Spitzengarnitur. Den am Handgelenk mit Spitzenkrausen und Bordüre gezierten Aermeln liegen oben an der Puffe rundgeschnittene, doppelte Epauletten auf, die mit Spitzenbordüre begrenzt sind. — Ein Strohhütchen mit breiten Schleifen aus gestreiftem Band, sowie ein Schirm aus glatter, weißer Seide vervollständigen die hübsche Toilette.

Bezugquellen: Paris, Maison Coussinet, 43 rue Richer.
Berlin: Herrmann Gerson.

Für den Garten.

Nachdruck verboten.

Tomatenzucht. Bis neue Gemüse eine allgemeine Verbreitung erlangen, dauert es oft recht lange. Die Liebesäpfel oder Tomaten geben wieder ein Beispiel dafür. Zwar werden sie schon viel mehr gebaut als vor etlichen Jahren, weil die Zahl der Liebhaber doch allmählich wächst; aber eine Frucht für jeden Haushalt ist die Tomate in Deutschland bislang noch nicht geworden. Sie verdient es indes. Ihr Wohlgeschmack und ihre leichte Verwendung zu den verschiedensten Speisen machen sie für den Kenner außerordentlich wertvoll, und ihr leichter Anbau sichert reiche Ernten in jedem leidlich warmen Sommer ohne viel Pflege. Tomaten müssen früh genug ausgepflanzt werden und sind deshalb schon von Januar ab in Töpfen heranzuziehen. Je größer die Pflanzen beim Aussetzen im Mai sind, desto früher und desto reicher sind die Ernten. Ein sonniger Stand ist notwendig, im Sommer auch hin und wieder eine Kanne voll Wasser, da sie bei ihrem raschen Wachstum viel Wasser verbrauchen.

Die Tomaten lassen sich als Spalier vor einer Wand ziehen — an dem Stacket. Sie sind aber ebenso gut als Busch. Eins ist zu beobachten: übermäßiges Wachstum ist einzudämmen, weil es die Fruchtbarkeit schmälert. Man entspitzt die Pflanzen deshalb über jeder Blüte.

Von den vielen Tomatensorten sind „Ficarazzi" und „Grolse rote" besonders empfehlenswert.

Nr. 2. Sommerhut in russischer Form.

Mittel gegen Maulwürfe. Der Gartenfreund mag noch so sehr von der Nützlichkeit des Maulwurfs überzeugt sein: wenn in seinem kleinen Garten Beet für Beet von ihm durchwühlt und alles umgestoßen wird, dann wünscht er ihn zum Kukuk und wird sein Feind, weil der Schaden um vieles größer ist als der Nutzen.

Zuerst versucht man es wohl, den Maulwurf durch übelriechende Sachen, die in die Gänge hineingesteckt werden, oder durch Glasscherben u. dergl. zu vertreiben. Aber da diese Mittel nur sehr wenig helfen, so greift man doch meist zur Falle. Die in jeder Eisenhandlung erhältliche Zangenfalle ist die beste, um jüngere Maulwürfe zu fangen. Aeltere aber fängt man auch nicht mit ihr, selbst wenn man drei bis vier Fallen hintereinander aufstellt. Die älteren Maulwürfe muß man persönlich aufstöbern.

Der Maulwurf hat seine bestimmten Zeiten. Er wühlt im Sommer des Morgens um 6 Uhr, des Mittags um 11, des Nachmittags gegen 4 oder ½5. Seine Zeiten ändern sich wohl etwas, aber nicht viel. Man muß sich deshalb zur rechten Stunde mit einem Spaten auf die Lauer stellen und ihn, sobald er wühlt, mit raschem Stich herauswerfen und töten.

Der Maulwurf hat übrigens ein sehr feines Gehör und flieht, sobald der Schall von Tritten zu ihm dringt.

Pflege der Mimose. Manche Blumenfreunde gehen mit ihren Pflanzen ziemlich rücksichtslos um, weil sie sich wohl an der Pflanze freuen, sich aber nicht mit ihr abmühen wollen. Für sorgsame, sachgemäße Pflege sind aber alle Gewächse sehr dankbar, unachtsame Behandlung thut ihnen weh. Sie können sie leider nicht alle so zur Geltung bringen wie die Schampflanze, Mimosa pudica.

Bei jeder Berührung klappen die Blätter dieser Pflanze zusammen und hängen nachher schlaff herunter, um sich später wieder aufzurichten. Die Beweglichkeit der Blätter hängt mit dem sehr empfindlichen Zellengewebe an den Blattachsen zusammen.

Da die Pflanze, wenn man sie selbst aus Samen zieht, im warmen Zimmer gedeiht, so kann man sich leicht selbst von der Empfindlichkeit der Blätter überzeugen. Der Same keimt rasch und gut. Die jungen Pflanzen wollen hell und vor allem warm stehen. Sie wachsen nur in guter Heideerde, die mit etwas Sand gemischt ist.

Mimosa pudica hat in ihrem Aussehen sehr viel Aehnlichkeit mit einer kleinen Akazie. Sie bleibt aber immer zierlich und zart, geht auch manchmal über Winter ein, während die Akazie, besonders Acacia lophantha, wenn sie im Zimmer herangezogen wird, zu einer robusten Zimmerpflanze heranwächst und manche Widerwärtigkeiten geduldig erträgt. R. B.

Abonnements auf den „Bazar" werden jederzeit von allen Postanstalten und Buchhandlungen zum Preise von **2½ Mark vierteljährlich** (in Oesterreich-Ungarn fl. 1,50 ohne Stempel) angenommen.

Neu hinzutretende Abonnenten erhalten die im laufenden Quartale bereits erschienenen Nummern zu jeder Zeit nachgeliefert, sowohl durch die Postanstalten, als auch durch jede Buchhandlung.

Administration des „Bazar".

Alle für den „Bazar" bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, **ohne Beifügung eines Namens**, zu adressieren: **An die Redaktion des „Bazar", Berlin SW., Charlottenstraße 11.** f

Verlag der Bazar-Aktien-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstr. 11. — Verantwortlicher Redakteur: Gustav Dahms, Berlin. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig. — Abonnementspreis pro Jahr 10 Mark.

Hierzu Koloriertes Modenbild „Juli" und Seite 321—324.

Neue Toiletten.

(Hierzu Fig. 1—5.)

Fig. 1 zeigt ein geschmackvolles Kleid aus graublauem Kaschmir, dessen Rock keine Garnitur hat und nur oben durch einen faltigen Gürtel aus gleichfarbiger Seide begrenzt wird. Die Blusentaille ist hinten mit Hakenschluß versehen, vorn, wie ersichtlich, kreuzweise mit schwarzem Spitzeneinsatz garniert und durch einen am Halse mehrmals eingereihten, vorn und hinten spitzen Kragen aus Seide vervollständigt, der oben mit einem Köpfchen abschließt; die oben puffigen Aermel sind mit Einsatz versehen.

Zu der Toilette für junge Damen, die Fig. 2 veranschaulicht, ist ein beigefarbener, einfacher Wollenrock und ein gleiches Figarojäckchen gewählt, das mit schwarzer Seidensoutache umrandet ist. Die Aermel des Jäckchens sind anschließend und haben an den Schultern kurze, gerafte Puffen, am Handgelenk Soutacheverzierung. Das vorn auseinandertretende Jäckchen umschließt ein Blusenchemisett aus weißem Batist, das von einem breiten, faltigen Gürtel aus schwarzem Taffet zusammengefaßt wird. Ein einfacher Umlegekragen aus Batist mit schwarzer, großer Krawattenschleife schließt es oben ab. — Vervollständigt wird das jugendliche Kostüm durch einen beigefarbenen Strohhut in Matrosenform mit einem glatten, schwarzen, seitlich mit Schnallenschleife geschlossenen Ripsband.

Allerliebst ist die Backfischtoilette in Fig. 3, die in unsrer Vorlage aus einem altrosa Wollenrock, den fünfmal granatfarbene Wollenlitzen umgeben, und einer Bluse aus crêmefarbenem Batist besteht. Die Bluse ist mit einem zackig gearbeiteten Sattel versehen, der, wie die Abbildung zeigt, mit Guipüreeinsatz umrandet ist. Vorn zieht sich der Einsatz, den Schluß deckend, bis zu dem Gürtel aus hellem Leder hinab. Die Aermel haben oben kurze Puffen und am Handgelenk Guipüregarnitur. Diese ziert auch den Stehkragen. — Sollen Rock und Bluse aus gleichem Stoff gearbeitet werden, so ist es notwendig, sie auch übereinstimmend zu besetzen.

Zum Empfang oder zum Fünf-Uhr-Thee im Gartensalon u. s. w. geeignet ist die elegante Toilette in Fig. 4, die aus einem Unterkleid aus brochiertem Stoff und einem Ueberkleid aus mattgrüner Limousineseide besteht und mit Spitzen in reicher Fülle garniert ist. Das Ueberkleid reicht hinten nur bis zum Taillenabschluß und fällt seitlich mit langen Teilen herunter. Vorn, wo das Ueberkleid auseinandertritt, schließt es das tiefe, gerade Falten bildende Unterkleid ein. Den Rand des Ueberkleides begrenzt eine in Windungen herabfallende, sehr krause, breite Spitze, die hinten am Taillenrande ein Schößchen bildet. Den Halsausschnitt umgiebt ein breiter, mehrfach geschlitzter Kragen und eine Spitzenrüsche. Die faltigen, an der Innennaht mit Köpfchen eingereihten Aermel aus brochiertem Stoff sind am Handgelenk mit Spitzen, an den Schultern mit Puffen von grüner Seide ausgestattet.

Eine leichte, mit wahrhaft raffinierter Einfachheit hergestellte, dabei äußerst vornehm wirkende Toilette zeigt Fig. 5. Sie besteht aus sehr klarem, naturfarbenem, glänzendem Seidenleinen, das einem Unterkleide aus hellgrün und weiß schillerndem Glacétaffet aufliegt. Das seidene Unterkleid ist am innern Rande mit einem ausgeschlagenen Volant begrenzt, während das Ueberkleid am untern Rande einmal und an jeder Seite in vertikaler Richtung zweimal mit fein plissierten, ca. 4 Cent. breiten, mit schmalen, gelblichen Valenciennesspitzen besetzten Frisuren geziert ist. Derartige Plissé-frisuren bilden auch den Schmuck der vertikal in kleine Kräuschen gezogenen Blusentaille, der sie vorn am Schluß aufgenäht sind. Ein breiter, faltiger Gürtel aus Glacétaffet und ein gleicher Stehkragen, beide seitlich mit flotten Schleifen schließend, begrenzen die Taille unten und oben. Die Aermel sind über den glatten Glacéärmeln in Querfalten gezogen, die an der Ellenbogennaht ein Köpfchen bilden; an der Innennaht ist ein Spitzenkräuschen angebracht. Am Handgelenk werden die Aermel von vollen Plisséfrausen umrandet und oben mit Puffen versehen, die geschlitzt und mit Plissés verziert sind.

* * *

Bezugsquellen: Paris, Mmes. de la Torchère et Sauveur, 67 rue du Cherche-Midi: Fig. 4; Maison Gradoz-Angenault, 67 rue de Provence: Fig. 2 und 3.

Berlin, Herrmann Gerson: Fig. 1 und 5.

Fig. 4.

Ein Geburtstagsbesuch.

Skizze von F. O. Andersen.

Nachdruck verboten.

Zwei alte Menschen, eine gemütliche kleine Stube, altmodische Zierlichkeit in allen Ecken und Winkeln, kein Staubkörnchen, das in den Strahlen der Abendsonne hätte tanzen können.

Er stand über die Blumentöpfe im Fenster gebeugt, preßte das Gesicht hart gegen die Fensterscheibe und schaute mit großem Sachverständnis zum Himmel hinauf.

„Hm — hm."

„Du zerdrückst die Gardinen, Vater, nimm dich in acht, geh doch lieber an ein andres Fenster und sieh nach dem Wetter. — Meinst du denn, daß es sich halten wird?"

Er wandte sich zu seiner Frau um, kniff die Augen zusammen und rieb sich die Hände: „Ich sage dir, es wird morgen prächtiges Sonntagswetter werden!"

„Gestern hat's geregnet, und am Freitag haben wir doch in der Regel dasselbe Wetter wie Sonntags, das weißt du ja," sagte sie ein wenig besorgt.

„Ach was — in der Regel. Haben wir denn nicht in der Regel auch an seinem Geburtstag Prachtwetter? Du sollst sehen, es wird genau so ein Tag wie im vergangenen Jahr!"

Frau Müller seufzte.

Der Alte stand still, sah sie eine Weile an, wollte etwas sagen, kniff aber plötzlich den Mund zusammen und zuckte die Achseln.

„Morgen wird er siebenunddreißig Jahre," sagte sie.

„Wirklich? Ja, ich dachte mir's, daß er so da herum sei," versetzte er in gleichgiltig klingendem Tone.

Fig. 1.

Fig. 2 und 3.

Man konnte es ihren Stimmen ganz deutlich anhören, daß sie ein Thema anschneiden wollte, das er zu umgehen wünschte.

„In fünfzehn Jahren hätten sie silberne Hochzeit gefeiert, wenn Marie am Leben geblieben wäre," fuhr sie fort.

„Ja, hm — fünfzehn Jahre — ja. Ja, er hat sich bisher noch nicht wieder verheiratet!" Der letzte Satz kam ganz plötzlich und mit einer gewissen Heftigkeit heraus. Er hatte seinen Ursprung offenbar in etwas anderm als in diesem augenblicklichen Zwiegespräch.

„Großer Gott, das fehlte auch noch! Ihren Kindern eine Stiefmutter zu geben — welcher Gedanke! Aber ihr Männer seid einer wie der andre; du würdest es natürlich ganz in der Ordnung finden, wenn er sich wieder verheiratete."

„Unsinn, Mutter, ich meine nur, genau so wie du, daß es doch für uns erfreulich ist zu sehen, daß er die eine nicht gleich um der andern willen vergißt."

„Das hat unsre Marie auch nicht um ihn verdient!" sagte sie, gleichsam jedes Wort unterstreichend. „Und wir doch auch nicht! Wenn jemand etwas für seinen Schwiegersohn gethan hat, so sind wir's doch wohl."

„O ja, wir können unsre Handlungsweise ihm gegenüber verantworten; das können wir! Wir haben es wirklich nicht um ihn verdient, daß er sich wieder verheiratet. Nun, es hat ja eigentlich auch keinen Zweck, sich darüber aufzuregen, Mutter. Es ist ja alles gut so, wie es ist."

Die beiden Alten saßen eine Weile schweigend da.

Frau Müller unterbrach die Stille. „Jetzt wollen sie ganz neue Einrichtungen bei den Eisenbahnen machen, das steht in der Zeitung, so etwas von einer Aenderung der Arbeitszeit. Diese Herren in den großen Bureaux, die wollen, daß der Dienst verlängert wird! Wenn nur Adolf nicht auch darunter zu leiden hat!"

„Ja, gelesen habe ich auch so was; aber recht klug bin ich nicht daraus geworden — ich weiß auch wirklich nicht, was es ist, aber in diesen Tagen strengt das Lesen meine Augen so an."

Den Vorwand mit den Augen kannte Frau Müller; das Lesen war niemals ihres Mannes starke Seite gewesen, und dann waren es immer die Augen, oder die Brille, oder der schlechte Druck, und regelmäßig nur „in diesen Tagen".

„Ja, weißt du Vater, das hängt mit der neuen Direktion zusammen, und dann sollen sie mit so vielen Zügen fahren, davon sprach Adolf ja auch das letzte Mal, als wir da waren."

„Ach ja, jetzt besinne ich mich darauf."

Von dem Augenblick an, wo ihr Schwiegersohn eine Anstellung an der Eisenbahn erhalten, hatten die beiden Alten sich, soweit es in ihren Kräften stand, mit allem vertraut gemacht, was seine Interessen betraf; und es stand niemals etwas über die Eisenbahnen in der Zeitung, ohne daß Mutter Müller es durchlas und Vater Müller über seine Augen klagte.

Das war etwas so ganz Natürliches für sie: er war der Versorger ihres Kindes geworden, und da hatten sie auch ihn und alles, was ihn betraf, mit in ihren Gedankenkreis aufgenommen, mit in ihr Herz eingeschlossen. Sie konnten mit Sachverständnis von den Fahrplänen, von den Zügen, vom Rangieren, von Signalen, Bremsen u. s. w. reden, stundenlang dasitzen und sich darüber unterhalten, als seien das alles Erinnerungen aus einer Zeit, als sie noch selber mitten drin standen, im Kampf ums Dasein.

Und das alles hatten sie fertig gebracht, obgleich dieser Schwiegersohn eigentlich nie so ganz nach ihrem Herzen gewesen war.

Aber, mein Gott, er war Mariens Wahl, ihre Neigung, ihre Freude, da mußte er doch auch die ihre sein!

Das Ehepaar Müller gehörte der alten, soliden Schule an. Sie hatten stets die Mark, die sie zur Not entbehren konnten, zu der Mark hinzugefügt, die sie erübrigt hatten — und alle Markstücke hießen Marie. Und als die Markstücke zu Thalern wurden, da hießen auch die Thaler Marie, und das Sparkassenbuch hieß Marie. Und als Marie sich verheiratete, da konnte es denn ja nicht gut anders sein, als daß etwas von den Ersparnissen auch Adolf hieß, und das hörte nicht einmal auf, als Marie gestorben war. Dieser Schwiegersohn hatte so schmerzlich mit ihnen am Totenbett der Tochter geweint. Und dann: die Kleinen, die waren ja doch beider Kinder!

Er bedurfte nicht so ganz selten einer kleinen Hilfeleistung, dieser Schwiegersohn. Sein Sekretärgehalt war nicht allzugroß, und die Kinder — es war am Ende doch nur hübsch von ihm, daß er gern etwas für die Kinder thun wollte.

Und die Hilfeleistenden, das waren stets die beiden Alten: der frühere Mühlenbesitzer und heutige kleine Rentier Müller und seine Frau.

Zum Dank verlangten sie nur, daß sein Heim eine stete Erinnerung an sie sein sollte. Wenn sie in ihren eigenen kleinen Stuben zusammensaßen und ihre Gedanken dahin auswandern ließen, wo sie nun seit so vielen Jahren tagaus, tagein gelebt hatten, so wollten sie nur der Erinnerung an Marie und an deren Kinder begegnen. Das, meinten die beiden Alten, sei ein passender Ersatz für alles, was sie gethan hatten.

Im vorigen Jahr, als Adolfs Geburtstag war, hatten sie ein Klavier hinausfahren lassen. Der Schwiegersohn hatte so oft davon gesprochen, daß es stets Mariens Wunsch gewesen sei, ihre Kinder Klavierspielen lernen zu lassen.

Und die beiden Alten malten sich nun aus, wie sie allmählich alle die Melodien hören würden, die Marie geliebt und selbst gespielt hatte. Das verstanden sie unter Musik.

Und dann, jedesmal, wenn einer der „großen" Tage vor der Thür stand, der sie ganz aus dem gewohnten Geleise brachte, dann standen sie ganz früh auf, packten Taschen und Körbe, begaben sich zur Bahn und fuhren in den Vorort zu ihrem Schwiegersohn hinaus.

Und auf diesen Fahrten drehte sich die Unterhaltung stets um den einen Punkt: „Gottlob, er hat bisher noch nicht

Fig. 5.

daran gedacht, sich zu verändern." Und diese Unterhaltungen endeten regelmäßig mit dem Schlußsatz: „Aber das haben wir am Ende auch nicht anders um ihn verdient."

* * *

Als Frau Müller am nächsten Morgen zum erstenmal nach der Uhr sah, schlüpfte nur ein einziger kleiner Sonnenstrahl durch die Gardinen und guckte zu ihr hinüber. „Schlaft ihr nur ruhig weiter," schien er zu sagen, „die Uhr hat eben erst fünf geschlagen."

Das nächste Mal, als sie erwachte, war die eine Wand des Zimmers hell beleuchtet. „Aber so schlaft doch," riefen ihr die Sonnenstrahlen zu, „so schlaft doch! Wir werden euch schon wecken, wenn es Zeit ist."

Nein, sie hatten keine Ruhe, die beiden Alten, und lange vor der Zeit standen sie auf und machten sich zu der großen „Reise" fertig.

„Siehst du wohl, Mutter, daß ich recht hatte — ist das nicht heute ein Prachtwetter?"

„Wenn es sich nur halten wird! Du weißt, ich traue der hellen Sonne am frühen Morgen nicht so recht."

„Ich glaube, die Kleinen haben heute morgen auch nicht viel mehr Ruhe gehabt als wir," sagte er.

„Ach ja, die Kleinen! Gottlob, daß sie uns haben!" seufzte Frau Müller.

„Aber so trinke doch deinen Kaffee in Ruhe, Vater! Wir haben gar keine Eile, wie kommen noch zehnmal zu früh."

„Du trinkst ja selbst nichts, Mutter! Bedenke, es dauert lange, bis wir wieder was bekommen!"

Und endlich kam der große Moment, wo das Geburtstagsgeschenk herausgeholt und eingepackt wurde. In dem alten Mahagoni-Eckschrank lag der Schlüssel zum Sekretär. Feierlich wurde er hervorgeholt, die unterste Schublade wurde geöffnet und das Geschenk ans Tageslicht gebracht: es war eine Kiste Cigarren von derselben Sorte, die Marie ihrem Manne als letzte Weihnachtsgabe gekauft hatte.

„Ach ja! Gottlob, daß er nicht zu denen gehört, die gleich die eine um der andern willen vergessen!"

„Ja, Gottlob, Vater; aber das haben wir auch wirklich nicht um ihn verdient!"

Und dann wickelten beide die Kiste ein, zuerst in Seidenpapier und schließlich noch in eine Zeitung. Und dann zankten sie sich, wer sie tragen sollte.

* * *

Die Sommersonne schien; die ganze große, blaue Himmelswölbung zitterte von ihren Strahlen; die gelben Felder blendeten förmlich. Drüben am Horizont lag der Wald wie ein blauer Wärmenebel, und am Graben des Bahndammes standen die gelben und blauen Blumen und schauten verlangend nach einer Wolke aus, die Schatten oder gar etwas Regen spenden könne. In großen Zwischenräumen lagen Haufen von Eisenbahnschwellen da und glühten in der Sonne. Und an den Haltestellen standen die Bauernjungen barfüßig und beschatteten die Augen mit der Hand, ganz weißgrau vom Staub der Landstraße.

Der Zug rollte weiter; die Telegraphendrähte hoben und senkten sich, und in kurzen Pausen sausten die Telegraphenstangen an den Kupeefenstern vorüber. Vater Müller saß da und nickte ein wenig. Mutter Müller unterhielt sich mit einer alten Dame, die ihr grade gegenüber saß, d. h. sie erzählte ihr die ganze Geschichte ihres Lebens, von der Geburt der Tochter Marie bis zu deren Hochzeit, und alles, was seither geschehen war — nicht zu vergessen alles, was seither gedacht war. „Aber man hat doch in seinen alten Tagen etwas, wofür man leben und wirken kann," schloß sie ihren Bericht.

„Herzliche Glückwünsche für das Geburtstagskind!" sagte die alte Dame, als sie auf einer Station den Wagen verließ.

Und nun fuhren sie durch eine bekannte Gegend; jetzt kamen sie an der großen, roten Fabrik vorüber; dort lag der Teich, dann kam die Schmiede, der Garten und — dort stand er, Adolf, der Gatte ihrer armen Marie.

Vater Müller steckte den Kopf zum Fenster hinaus, während der Zug in den Bahnsteig einfuhr; Mutter sammelte ihre Sachen zusammen und fragte: „Sind denn die Kinder nicht da? Ach Gott, wenn nur keins von ihnen krank ist! Sonderbar, daß nicht wenigstens Wilhelmine da ist!"

Ihr Mann antwortet nicht mehr, er stand auf dem Bahnsteig stolz aufgerichtet da und winkte nach dem Garten hinüber mit der Hand: „Guten Tag! Guten Tag! Gratuliere, Adolf! Gratuliere!"

Adolf öffnete die Gartenpforte und ging vor den Alten her, den Kiesweg hinauf. Sie folgten ihm, ohne ein Wort zu sagen. Es war nichts Besonderes gesprochen worden, und doch war es, als läge etwas Fremdes in der Luft. Die Alten wußten nicht, was es sei; aber ihnen war so wunderlich beklommen zu Mute, sie hatten plötzlich alle beide Herzklopfen bekommen. Die Kinder hätten ihnen doch wenigstens an der Gartenpforte entgegenkommen können! Beide gingen sie schweigend und dachten darüber nach und hatten ein so sonderbares Gefühl, daß sie es unmöglich aussprechen konnten, was ihnen den Sinn bewegte.

Vater Müller trug die Cigarrenkiste; es war doch seltsam, Adolf hatte sich so sehr dafür bedankt, und dennoch hatte er sie ihm garnicht abgenommen. Mutter Müller hielt den Kopf hoch, aber um ihre Mundwinkel bebte es leise. Dann traten sie ein.

Da kamen sie plötzlich herbeigesprungen: Wilhelmine, Lottchen, Fritz und der kleine Karl. Aber die Alten beachteten die Kinder kaum, zum erstenmal vergaßen sie es, sie zu küssen, zu streicheln und auf den Arm zu nehmen, sie starrten beide nach dem Fenster hin, an dem eine schlanke, junge Dame stand und den Kopf zum Gruße neigte.

Sie starrten sie an, sie sahen, wie Adolf auf sie zutrat, sie bei der Hand nahm und sie zu ihnen führte mit den Worten: „Darf ich euch meine Braut vorstellen..."

* * *

Sie standen draußen im Garten, die beiden Alten — hilflos, fassungslos. Vater Müller sah auf die Monatsrosen herab, die Marie im letzten Sommer ihres Lebens gepflanzt hatte, und seine Frau betrachtete den Kohl.

Keines von beiden sprach ein Wort. Sie fühlten nur, daß es schwer war, so unsagbar schwer! Sie konnten ihre Gedanken garnicht entwirren. Von Zeit zu Zeit schlossen sie die Augen, als wollten sie eine Thräne zerdrücken.

Und die Sommersonne schien, sie füllte die große, blaue Himmelswölbung und sandte sengende Strahlen auf die gelben Felder hinab. Und die Blumen standen da und schauten sich sehnsuchtsvoll nach ein wenig kühlendem Schatten um, nach ein paar großen, schweren, erfrischenden und befreienden Tropfen.

Aus dem Frauenleben.

Nachdruck verboten.

Aus dem letzten Jahresbericht des Berliner Lettevereins geht hervor, daß der Verein im vorigen Jahr zwei neue Kurse eröffnet hat: in dem einen werden junge Mädchen als Pensionärinnen der Kochschule im Laufe eines Jahres zu Haushaltungslehrerinnen ausgebildet; der andre bezweckt die Heranbildung von Frauen und Mädchen zu Bureauarbeiterinnen für Rechtsanwälte und Genossenschaften. Die Handelsschule wurde von 288, die photographische Lehranstalt von 75, die Gewerbeschule von 1677 Schülerinnen besucht. Es wurden 41 ganze, 18 halbe Freistellen erteilt. Die Setzerinnenschule beschäftigte täglich 34 Setzerinnen. Durch das Stellenvermittlungsbureau für Lehrerinnen, Wirtschafterinnen, Buchhalterinnen, Direktricen, Krankenpflegerinnen, Bonnen, Hausmädchen u. s. w. wurden 1328 Stellen besetzt. 299 Damen besuchten das Viktoriastift, und der Viktoriaklub (der erste Berliner Frauenklub) zählte 107 Mitglieder.

— Die Errichtung eines Mädchengymnasiums in Breslau ist von den dortigen Stadtverordneten beschlossen. Die geplante Anstalt wird das erste aus städtischen Mitteln erbaute Mädchengymnasium in Deutschland sein.

— Die unter dem Namen Frida Scotta bekannte dänische Geigenkünstlerin Frida Schytte hat sich mit Fritz August Kaulbach, dem Direktor der Münchener Kunstakademie, verlobt.

— Die bekannte Wiener Graphologin Frl. Poppé ist zur vereidigten Sachverständigen im Schreibfache vom österreichischen Landesgerichte ernannt worden.

— Gräfin Vilma Hugonnay, Gemahlin des Rektors des Budapester Polytechnikums Dr. Vinzenz Wartha, eine Dame, die bereits in der Schweiz die Staatsprüfungen bestanden hat, wurde vor kurzem als erste Frau in Ungarn zum Doktor promoviert.

— Die einzige Schülerin des Bakteriologen Prof. Robert Koch ist Dr. Lydia Rabinowitsch, zur Zeit Direktorin des bakteriologischen Instituts und Dozentin an der medizinischen Frauen-Universität in Philadelphia, wohl die jüngste Hochschullehrerin unsrer Zeit. Sie ist 1871 zu Kowno in Rußland geboren, und schon als Schülerin des dortigen Mädchengymnasiums hatte sie den sehnlichen Wunsch, sich später dem Studium zu widmen. Doch verliefen nach Absolvierung der Schule noch zwei Jahre, ehe sie die Abneigung ihrer Mutter besiegen und eine Schweizer Universität beziehen konnte. Sie studierte Naturwissenschaften in Zürich und Bern und erwarb den Doktortitel durch eine Dissertation, in der sie die Entwicklungsgeschichte der Fruchtkörper einer bestimmten Art von Pilzen, der Gastromyceten, behandelte. Ihr Interesse für die Erforschung der Pilze führte sie dann nach Berlin, wo sie von dem berühmten Bakteriologen Prof. Dr. Koch, Direktor des Instituts für Infektionskrankheiten, die Erlaubnis erhielt, an dieser Anstalt zu arbeiten. Sie war während des hier verbrachten Jahres die einzige Frau, die diesen Vorzug genoß, und veröffentlichte in dieser Zeit zwei wissenschaftliche Arbeiten in der Zeitschrift für Hygiene und Infektionskrankheiten. Da Dr. Lydia Rabinowitsch als Frau wenig Aussicht auf eine Anstellung an einer europäischen Hochschule hatte, übersiedelte sie im Herbst 1896 nach Amerika, um sich in Philadelphia als Dozentin niederzulassen. Sie hatte dort im ersten Semester gegen 90 Hörerinnen und in ihrem Laboratorium circa 70 praktisch arbeitende Studentinnen. Auch die bakteriologischen Untersuchungen für das Krankenhaus liegen ihr an der Frauen-Universität in Philadelphia ob.

Dr. Lydia Rabinowitsch.

— An der Universität zu Upsala wurde Frl. Elsa Eschelsson nach der Verteidigung ihrer Abhandlung „Ueber den Begriff Geschenk nach schwedischem Recht" zum Doctor juris promoviert, womit Schweden seinen ersten weiblichen juristischen Doktor erhalten hat. Bei der Promovierung bekam Frl. Eschelsson die üblichen Abzeichen: Ring, Doktorbrief und Doktorhut. Dieser unterschied sich von dem für Männer bestimmten insofern, als er bedeutend niedriger war.

—n. Kostbare Spitzenschürzen bilden die neueste Liebhaberei vermögender Engländerinnen. Nicht selten werden tausend, bisweilen auch dreitausend Mark für eine einzige Schürze gezahlt. Als die wertvollste von allen gilt eine im Besitz der Herzogin von Queensbury befindliche Schürze; sie stammt aus dem achtzehnten Jahrhundert, und ihr Wert wird von Liebhaberinnen auf zwölftausend Mark geschätzt.

— Aus Anlaß des sechzigjährigen Regierungsjubiläums der Königin Viktoria findet zu London ein internationaler Damen-Schachkongreß mit Schachturnier statt. Sechs Preise von 300 bis 1200 Mark sind von Damen-Schachklubs ausgesetzt.

— Totenschau. In Berlin starb die Liederkomponistin und Sängerin Ida Becker, Schwester des Musikgelehrten Emil Naumann und Enkelin des berühmten Kirchenkomponisten J. G. Naumann. In Weimar die einst gefeierte Sängerin Frau Helene von Reden, geb. von Boja. In Dresden Anna Gräfin von Fabrice, geb. v. d. Asseburg, Oberhofmeisterin der verstorbenen Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar. In Salzburg Klothilde Gräfin O'Donell von Tyrconell, Palastdame der Kaiserin von Oesterreich. In Wien Wilhelmine Prinzessin zu Windischgrätz, geb. Gräfin von Nostitz; ferner die Palastdame Aglaë Gräfin Colloredo-Mannsfeld, geb. Gräfin Festetics v. Tolna. In Kuopio (Finnland) die Schriftstellerin Minna Cauth. In Paris Isabella Josepha Prinzessin von Bourbon, Infantin von Spanien, Witwe des Grafen Gurowski und Schwester des Königs Franz de Assisi. In Rom Mathilde Freiin von Humboldt-Dachröden, eine Enkelin Wilhelm von Humboldts.

Allerlei Sommerspeisen.

Nachdruck verboten.

Die denkende Hausfrau wird in den heißen Sommertagen nicht nur den täglichen Speisezettel anders gestalten als zur kühlen Jahreszeit, sie wird auch bei etwaigen geselligen Zusammenkünften das Menu mit besonderer Rücksicht auf die Einwirkung der Wärme auf den menschlichen Organismus zusammenstellen. Alle schweren Gerichte, fetten Speisen, auch die starkgewürzten Suppen und Saucen wird sie vermeiden und vielmehr aus den mannigfachen Schätzen wählen, die die gütige Natur zur Sommerszeit bietet. Die nachstehenden Rezepte sollen ihr bei dieser Wahl eine kleine Anleitung geben.

Rote Sommersuppe. Etwa 15 bis 20 reife Liebesäpfel zerteilt man und dämpft sie mit wenig Butter, einigen Zwiebeln und Scheiben Sellerie weich. Vorher kocht man eine kräftige, aber möglichst fettfreie Fleischbrühe, die man jetzt durchseiht und mit den durchgestrichenen Tomaten vermischt. In Salzwasser kocht man kleingebrochene Fadennudeln und kleine Farcenocken, thut beides in die fertige rote Suppe und zieht diese zuletzt mit drei Eigelb, die man mit einem Glas Weißwein verquirlt, nebst wenig Citronensaft, einer Prise Zucker und Pfeffer ab. Die Suppe ist sehr schmackhaft, verträgt aber kein längeres Stehen.

König Albert-Suppe. Aus mageren Fleischabfällen wird mit frischen Suppenkräutern eine leichte Brühe gekocht. Ist dies geschehen, so werden frische junge Erbsen in reichlicher Menge knapp mit Wasser überfüllt, weich gesiedet und durchgestrichen, worauf man diesen Brei mit der Brühe vermischt, mit einem Theelöffel voll Fleischextrakt durchkocht und mit einem Stückchen Butter nebst wenig Zucker und Pfeffer versetzt. Während dieser Zeit werden vier frische Eiweiß mit Salz und einem Löffel dicker, süßer Sahne schaumig gequirlt, in eine mit Butter bestrichene flache, kleine Form gefüllt und im Wasserbade steif gemacht. Man sticht aus der Eiweißmasse kleine, runde Scheiben und richtet darüber die Suppe an.

Prinzessinsuppe. Drei schöne Kalbsmilche werden blanchiert, gehäutet und in leichter Brühe weich gekocht, worauf man zwei davon wiegt und durch ein Sieb streicht, während man die dritte in Scheiben schneidet. In entfetteter Kalbfleischbouillon wird 100 g geröstetes, geriebenes Weißbrot verkocht, dann fügt man die mit fünf harten durchgestrichenen Eigelb verrührte Kalbsmilchmasse hinzu und schlägt die Suppe damit in kochend heißem Zustande. Kleine Blumenkohlröschen hat man für sich in Salzwasser gekocht, sie werden nebst den Kalbsmilchscheiben in die fertige Suppe gethan, die zuletzt mit etwas Cayenne gewürzt und mit einem Glas Madeira abgezogen wird.

Massinata (Venezianisches Rezept). Man braucht 250 g entsteinte Kirschen, 125 g Erdbeeren, ebensoviel Himbeeren und Johannisbeeren und sechs feingeschnittene, enthäutete Aprikosen. Die Früchte werden in eine Flasche leichten, aber guten Weißwein gelegt. Dann kocht man 375 g Zucker in ⅓ Liter Wasser zu dickflüssigem Sirup, legt darauf die aus dem Wein genommenen Früchte hinein und läßt sie langsam darin durchziehen. Beides giebt man jetzt in den Wein, stellt alles mehrere Stunden ins Eis, füllt es in eine Terrine und thut beim Anrichten eine halbe Flasche gut gekühlten Schaumwein und zwei Glas kleingeschlagene, sauber gewaschene Eisstückchen hinein. Kleine Löffelbiskuits giebt man nebenher.

Fischerschnittchen. Drei neue Matjesheringe werden gut gesäubert, aus Haut und Gräten gelöst, in etwa 3 cm lange Streifen geschnitten und dann mit dicker Mayonnaise, die mit gewiegten, feinen Kräutern gewürzt wurde, vermischt. Zierliche Semmelscheiben röstet man, streicht die Heringsmasse gleichmäßig darüber und verziert die Schnittchen mit gehackter Fleischsulz, Kapern und geriebenem, hartem Eigelb.

Hühnersoufflee. (Sehr leicht und bekömmlich.) Von Ueberresten gebratener Hühner löst man das Fleisch, entfernt die Haut, wiegt es fein und streicht es durch, worauf man es mit einigen Löffeln warmer, weißer Kraftsauce, einem Löffel geriebenen Parmesankäse, zwei Eigelb, Salz, Pfeffer und 10 g zerlassener Butter mischt. Zuletzt giebt man den steifen Schnee der beiden Eiweiß unter die Masse, füllt sie in ausgepinselte, kleine Kästchen und bäckt sie etwa 20 Minuten bei gelinder Hitze. Diese kleinen Souffleés müssen sofort angerichtet werden.

Kalbsmilch à la Conti. Mehrere schöne Kalbsmilche blanchiert und häutet man, spickt sie zierlich, legt sie nebeneinander in eine Kasserolle, zerteilt einige Butterstückchen darüber und gießt so viel kräftige Bouillon darüber, daß die Kalbsmilche bedeckt sind. Man stellt sie 15 Minuten in einen heißen Bratofen und läßt sie gar und glänzend werden. Junge Erbsen kocht man indes in Salzwasser, mengt sie mit Butter, wenig Salz und Zucker, richtet sie erhaben in der Mitte einer Schüssel an und legt die Kalbsmilche kranzförmig herum.

Huhn sauté. Zwei junge Hühnchen werden in vier Teile zerlegt. In einer passenden Kasserolle läßt man Butter zergehen, giebt drei zerschnittene Edelpilze, eine Trüffel, etwas Weißwein, Citronensaft, Salz und Pfeffer dazu, legt die Hühnchen hinein und dämpft alles 30 Minuten. Drei Eigelb, ein Löffel Mehl, ein Glas Weißwein, 20 g frische Butter quirlt man zusammen im Wasserbade dick, thut den durchgeseihten Fond der Hühner dazu und rührt sie heiß. Die Hühner werden mit der Sauce vermischt, auf heißer Schüssel angerichtet und mit gefüllten Krebsschwänzen und gerösteten Semmelschnittchen garniert.

Sautierte Seezungen. Mehrere Seezungen werden gehäutet, von der Rückengräte befreit, jedes Filet in zwei Teile zerlegt und diese ½ Stunde eingesalzen. In dieser Zeit dünstet man 15 Champignons in Butter mit etwas Citronensaft, sowie einem Spitzgläschen Madeira weich. Die Fischfilets trocknet man, bestreut sie mit etwas Salz und Pfeffer und sautiert sie rasch in Butter und Citronensaft etwa zwei Minuten auf jeder Seite. Ihr Fond wird mit heller Mehlschwitze und dem Saft der Champignons verkocht, zwei Eigelb werden mit etwas Weißwein verquirlt, die Sauce damit abgezogen und nun über die Seezungenfilets, die man mit den Champignons bedeckt, gefüllt, worauf man das ausgezeichnete Fischgericht mit gebackenen Semmelschnittchen garniert.

Hecht mit Ueberstrich. Man braucht einen mittelgroßen Hecht, den man vorrichtet und spickt, in eine passende Pfanne legt, mit 50 g zerlassener Butter übergießt und dann mit einem Butterpapier überdeckt, in einen heißen Ofen stellt und darin langsam gar dünstet. Indes bereitet man eine kräftige Béchamelsauce, die man mit vier Löffeln Tomatenbrei vermischt, dann durchstreicht und mit 10 g frischer Butter heiß rührt. Mit einem Teil dieser recht dickgehaltenen Sauce bestreicht man gleichmäßig den angerichteten fertigen Fisch, verdünnt den Rest mit etwas heißer Fleischbrühe und giebt ihn nebenher.

Fürstenspeise. Ein Liter gute Walderdbeeren verliest und wässert man leicht, läßt sie abtropfen, legt sie in eine Terrine, bestreut sie mit 70 g Zucker, beträufelt sie mit wenig Citronensaft und einem Glas Madeira und läßt sie verdeckt eine Stunde ziehen. Aus vier ganzen Eiern, sechs Eigelb, 18 g aufgelöster, weißer Gelatine, 150 g Zucker, etwas Citronenschale und Saft und ½ Liter Weißwein schlägt man einen schönen Weinschaum, unter den man zuletzt den steifen Schnee von drei Eiweiß zieht. Die Erdbeeren werden auf ein Sieb zum Abtropfen gethan, in ihren Saft taucht man Löffelbiskuits. Man füllt eine Schicht Weinschaum in eine Glasschale, legt Biskuits darauf, dann Erdbeeren und fährt so abwechselnd fort, bis die Schale gefüllt und die obere Schicht durch Weinschaum gebildet wird. Man stellt die Speise recht kalt, bevor man sie anrichtet.

Turiner Eisspeise. Man verrührt 100 g Aprikosen- und ebensoviel Himbeermarmelade mit 100 g Zucker, mischt 125 g frische, feinwürfelig geschnittene Ananas darunter und zieht zuletzt ½ Liter recht steife Schlagsahne unter die Masse. Man füllt sie in eine verschließbare Kuppelform und stellt sie drei Stunden zum Gefrieren in Salzeis. Die Speise wird gestürzt, mit Johannisbeergelee bespritzt und mit Eiswaffeln, Baisers oder Hohlhippen zu Tisch gegeben.

Frische Pfirsiche royal. 500 g Zucker kocht man mit ½ Liter Wasser zu dickem Sirup, giebt vier Löffel Citronensaft und 2 g Vanille hinein, läßt dies einige Zeit ziehen und schält nun zwölf reife Pfirsiche, eine nach der andern. Jede geschälte Pfirsich wird sofort in den heißen Zuckersaft gelegt und zwei Minuten darin gelassen, dann mit einem Schaumlöffel herausgehoben, in eine Glasschale gelegt und eine neue Frucht im Zuckersaft erhitzt. Wenn alle Pfirsiche fertig sind, kocht man den Saft dick ein, nimmt die Vanille heraus und gießt ihn über die Pfirsiche, die drei bis vier Stunden in Eis stehen müssen, bevor sie (unübertrefflich alsdann im Geschmack) serviert werden. E. H.

Briefkasten.

Jede Anfrage muß die vollständige Postadresse des Fragestellers und die Abonnementsquittung für das laufende Quartal enthalten.

B. W. in **Luzern.** Die leichte Entzündlichkeit des Benzins, die besonders da, wo größere Mengen dieses Stoffes zum Reinigen von Handschuhen oder Kleidungsstücken verwendet werden, sehr gefährlich werden kann, da neueren Erfahrungen zufolge nicht allein die Berührung mit offenem Licht, sondern schon die Reibung an metallenen Gegenständen zur Entzündung genügt, läßt sich leicht verhindern durch Auflösen einer minimalen Menge Seife. Indessen ist nicht jede Seife in Benzin löslich. Im Handel sind zu diesem Zwecke neuerdings bestimmte Ammoniakseifen.

M. W. in **Klagenfurt.** Bürsten dürfen nur mit trockener Kleie gereinigt werden. Ist man gezwungen, Wasser anzuwenden, dann soll man wenigstens kaltes nehmen, da warmes Wasser die Borsten weich macht. Eine feuchte Bürste soll nie mit den Borsten nach unten gelegt werden, sonst zieht die Feuchtigkeit in die Bürstenwand, und diese springt.

S. K. in **Thorn.** Rost wird von Stahl und Eisen, sofern er nur ganz oberflächlich ist, durch Abreiben mit einem Korke entfernt, den man mit Olivenöl befeuchtet hat. Ist der Rost schon eingefressen, so muß man dazu feinen Tripel zu Hilfe nehmen, den man auch mit etwas Schwefelblüte mischen kann. Diese Mischung wird ebenfalls mit Olivenöl angerührt und mit einem Kork kräftig auf die verrostete Stelle aufgerieben. Bei noch tiefer eingefressenem Rost muß Glaspapier und Sand zu Hilfe genommen werden, wenn erforderlich auch etwas Weinsteinsäure. Es ist dann aber ausgeschlossen, daß die blanke Politur des Eisens wieder hergestellt werden kann. Die Roststellen werden in Form glanzloser, flacher Vertiefungen sichtbar bleiben.

P. v. A. in **Straßburg i. E.** Gegen Holzwürmer empfiehlt sich fünfprozentiges Karbolwasser, das man mit Hilfe eines Pinsels oder wenn nötig mit einer Spritze in das Holz und namentlich in die schon vorhandenen Bohrlöcher der Holzwürmer bringt.

A. W. in **Tarnowitz.** 1. Sämtliche Pflanzenparasiten werden am vorteilhaftesten und ohne den Pflanzen zu schaden durch Bespritzen mit Kupferkalklösung, sogenannter Bordolaiser Brühe, beseitigt. Neuere Untersuchungen haben sogar gezeigt, daß diese Behandlung dem Wachstum der meisten Pflanzen förderlich ist, obgleich das zur Herstellung verwendete Kupfervitriol zu den Giften zählt. Zur Herstellung der Mischung werden 8 Teile frischgebrannter Kalk mit Wasser gelöscht und auf 250 Teile verdünnt. Andrerseits werden 15 Teile Kupfervitriol in 200 Teilen Wasser gelöst, unter Umrühren mit der Kalkbrühe gemischt und auf 500 Gewichtsteile mit Wasser ergänzt. Mit dieser Flüssigkeit werden die Blätter bespritzt oder abgewaschen. — 2. Gegen Küchenschaben stellt man Erbsbrei mit Borax auf. Ersterer wird von den Tieren sehr gern gefressen, und Borax ist für sie ein starkes Gift.

E. v. L. in **Salzburg.** Boraxwasser wird auch als Kosmetikum verwendet. Es macht die Hände weich, weiß und glatt. Man löst ein Stück Borax in einer großen Flasche mit Wasser auf und gießt danach allmählich so viel Wasser zu, bis sich ein Bodensatz in der Flasche zeigt. Von diesem Wasser wird dem Waschwasser so viel zugesetzt, bis es recht weich ist.

Frau Prof. **M.** in **Bonn.** Veilchenpomade können Sie sich selber bereiten: eine Glas- oder Porzellandose wird etwa 2 Cent. dick mit geronnenem Schweinefett ausgestrichen, mit frischen Veilchen gefüllt und möglichst fest verschlossen. In zwei bis drei Tagen hat der Blumenduft das Fett durchzogen und somit in die feinste Pomade verwandelt. Zur Herstellung eignen sich alle starkduftenden — doch nicht feuchten — Blumen.

A. G. in **Kolberg.** Sie meinen Dr. Romershausens Augenessenz, die in Aken a. d. Elbe fabriziert wird? Deren Vorschrift ist aber so allgemein bekannt, daß sie in jeder Apotheke hergestellt zu werden pflegt. Das Mittel ist eine weingeistige Lösung von Fenchelöl, welcher mit Chlorophyllfarbstoff eine grüne Farbe erteilt worden ist. Zum Gebrauch wird diese Essenz mit der fünffachen Menge Wasser verdünnt, und dadurch erhält man das Romershausensche Augenwasser. Zu Umschlägen bei geschwächtem Sehvermögen eignet sich dieses Mittel ganz gut, da es belebend auf die angestrengten Sehnerven wirkt. Dr. H.

J. v. N. in **Krakau.** Nach neueren Untersuchungen des Breslauer städtischen Untersuchungsamtes enthält Crême Iris 0,5 % Borax, 2 % Talksteinpulver, 10 % Zinkoxyd und 87,5 % offizinelle Glycerinsalbe, parfümiert mit Tuberosenextrakt. Crême Iris enthält mithin gar kein Fett. Hingegen ist die Grundlage des Crême Grolich nach Angabe derselben Quelle der fetthaltige Coldcream, dem anstatt des früher verwendeten Quecksilberpräcipitates jetzt 0,37 % Schwefel und 3,75 % Zinkoxyd beigemischt sind.

Gräfin **W. v. P.** in **L.** Die Zusammensetzung des „Eau de Lys de Lohse“ wird vom Untersuchungsamt der Stadt Breslau wie folgt angegeben: 8 Teile Zinkoxyd, 4 Teile Talksteinpulver, 6 Teile Glycerin und 82 Teile Rosenwasser. Diese Mischung bildet ein zur Geschmeidigerhaltung der Haut überaus zweckentsprechendes Kosmetikum, das den Mitteln mit stärkerem Glyceringehalt wegen seiner milden Wirkung entschieden vorzuziehen ist. Das Brennen, das eine stark glycerinhaltige Crême beim Auflegen auf wunde Hautstellen verursacht, wird durch den Zusatz von Rosenwasser vollständig vermieden.

M. P. in **P. (Pommern).** Kopfhaar mit natürlicher, reicher Fettabsonderung ist ziemlich häufig und ist durchaus nicht als Krankheitserscheinung zu bezeichnen. Im Gegenteil ist nur zu fettarmes Haar ein Uebelstand, der zum Spalten, Reißen und Sprödewerden Veranlassung giebt. Wenn Ihnen die Fettabsonderung lästig wird, so waschen Sie das Haar alle 8 bis 14 Tage mit alkalischer Seife, oder setzen Sie dem Waschwasser etwas kohlensaures Natron, Pottasche oder Borax zu. In der Zwischenzeit ist täglich Reispuder auf das Haar anzuwenden. Dieser trocknet einerseits aus, andrerseits läßt er das Haar heller und lockerer erscheinen, wodurch Ihr Wunsch erfüllt wird. Nicht zu vergessen ist, daß bei Anwendung von Haarpuder die öftere Reinigung der Kopfhaut doppelt notwendig wird. Reispuder kann durch Zusätze leicht der Haarfarbe entsprechend nuanciert werden.

L. S. Jassi in **(Rumänien).** Wir können über die Unschädlichkeit von Aureol nur wiederholen, was in dem Artikel in Nr. 18 bereits angeführt ist. Durch eigene Versuche mit völlig weißem Haar haben wir ein der eingesandten Probe sehr nahekommendes Blond erzielt. Die entstehende Nuance hängt, wie schon erwähnt, stark von der Individualität des Haares ab.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Georg Grabert in Berlin.

Der Insertionspreis beträgt M. 1.50 = 2 Fcs. = 1 sh. 6 d. = 1 fl. holl. = 1 fl. ö. W. pro Nonpareille-Zeile.

Anzeigen.

Alleinige Annoncen-Annahme Rudolf Mosse, Berlin SW. und dessen Filialen.

Gesetzl. Geschützte Handels-Marke.

“MAIZENA”

Alleinige Fabrikanten
The NATIONAL STARCH MANUFACTURING COMPANY
NEW YORK, V. S.
Unübertrefflich z. Herstellung von Puddings, Torten, Mehlspeisen. Für Suppen u. Saucen. Das beste Nährmittel für Kinder und Kranke. Uberall Vorräthig.

In den Apotheken aller Länder erhältlich. Bequeme Dosirung: Migränin-Tabletten à 0,37 Gr. in Flaçons à 21 Tabletten. Näheres eventuell durch **Farbwerke. Höchst** a. M., Deutschland.

Guajacetin

Deutsche Reichspatente No. 87336, 87668 und 87669, dargestellt von der Firma Majert & Ebers, G. m. b. H., Fabrik chemisch-pharmaceutischer Präparate in Grünau-Berlin, ist **das anerkannt beste** und **unschädlichste Mittel**
bei Lungenerkrankungen
wie **Lungenkatarrh, Spitzeninfiltration, sogar fortgeschrittener Lungenschwindsucht,** sowie **Appetitlosigkeit.** Unterstützendes Mittel bei **Tuberkulinbehandlung.** — Kein Kreosot, kein Guajacolpräparat. — Fehlen von schädlichen Nebenwirkungen. Käuflich in den Apotheken in Gläsern zu **Mark 3.40, Mark 6.50 und Mark 12.50.**
Die Firma versendet Litteratur über Guajacetin gratis und franco.

Armblätter
sind die Besten
EINE GARANTIE MIT JEDEM PAAR
J. B. Kleinert Rubber Co., Hamburg

KALODERMA-SEIFE
Neu! Ausgezeichnet durch Milde und lieblichen Geruch, bildet die Ergänzung bei dem Gebrauche des Hautverschönerungsmittels **Kaloderma** (Glycerin-&Honiggelée)
Jndische Blumenseife
hochfeine Toiletteseife 50 Pf. pr. St.
PALMITIN-SEIFE
neutral-gut-billig
für Familien und Kinder. Das Stück à 25 Pfg. in allen Städten des Jn- und Auslandes.
F. WOLFF & SOHN. Karlsruhe.
Filiale: **WIEN I,** Köllnerhofgasse 6.

Gesichtshaare und ihre Heilung nach neuest. wissenschaftl. Methode (Schrift v. Dr. Clasen) vers. geg. 145 ₰ **J. Alt,** Buchhdlg., **Frankfurt a. M.**

Für nur 3 Mk.
versende ich per Nachnahme eine elegante **Akkord-Zither** mit 20 Saiten, 3 Manualen, Ring, Schlüssel, Schule u. Karton. In einer Stunde kann Jedermann ohne Lehrer u. ohne Notenkenntnis nach der vorzüglichen, umsonst beigelegten Schule die herrlichsten Musikstücke spielen. Porto und Kiste 1 Mk.; 2 Stück Akkord-Zithern für nur 7 Mk. franko. Preislisten auf Verlangen gratis und franko. Man bestelle bei
Heinr. Suhr in Neuenrade i. Westf.

Unübertroffen zur Hautpflege!
Säcke Goldes
und
Millionen
wiegt auf die Schönheit eines Weibes! Man **erhalte** und pflege schönen Teint durch Crême Grolich und Grolichseife. — Preis Mk. 2.—. Diese weltberühmten preisgekrönten Mittel entfernen auch Mitesser, Sonnenbrand, Röte, Pusteln u. s. w. Tadelloser, blendend rosig-weißer Teint wird erzielt und erhalten bis ins hohe Alter. Haupt-Depot in der Engeldrogerie **Joh. Grolich** in **Brünn** (Mähren), sonst auch käuflich oder bestellbar bei den größeren Apothekern und Drogisten.

Kronen-Nuss-Extrakt Haar-Farbe
in blond, braun, schwarz, **garantirt echt und tadellos färbend.** Amtliche Atteste über die Unschädlichkeit liegen bei. *M.* 3 und 4.
Nur allein zu beziehen durch **Fz. Kuhn,** Kronenparfüm., **Nürnberg.** Niederlagen werden in allen Städten errichtet.
Export nach allen Ländern.

Falten-Tasche.

Leicht. Solid. Praktisch. Preiswerth.

Von kaffeebraunem Rindleder, mit eingenähtem, kräftigem Bügel, sicherem, vierfachem Verschluss, mit Drell gefüttert, innen Riemen und auf dem Unterschiede eine grosse Tasche.

No. 1138. 48 cm lang, 24,5 cm breit, 32 cm hoch M. 28.—
„ 1139. 54 „ „ 28 „ „ 37 „ „ „ 36.—
„ 1140. 60 „ „ 28 „ „ 38 „ „ „ 42.—

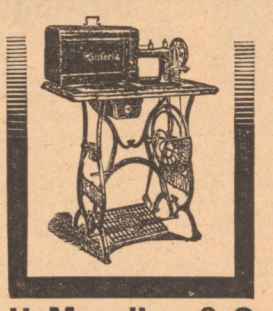
Zu beziehen **nur** durch Fabrik und Versandgeschäft
Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau.
Illustrirte Preisliste gratis und portofrei.
Versand gegen Nachnahme oder Einsendung des Betrages,
und Verkauf: **Berlin,** Leipzigerstrasse 101/2, **Leipzig,** Petersstrasse 8, **Hamburg,** Neuerwall 84.

HERRENALB
Klimatischer Kurort im württembergischen Schwarzwald
zwischen **Wildbad** und **Baden-Baden.** — 365 Meter über dem Meer.
Eisenbahnstationen: Gernsbach — Karlsruhe — Ettlingen (Badische Staatsbahn).
Neuenbürg — Höfen (Württembergische Staatsbahn).
Bäder jeder Art. **Wasserheilverfahren.** **Elektro-Therapie etc.**
— Gelegenheit zur Jagd und Forellenfischerei. —
Prospekte gratis durch Stadtschultheiß **Beutter.**

Schloss Marbach a/Bodensee
Temperenz-Sanatorium vornehmen Ranges für Nerven-**Alkohol-** u. Morphium-Kranke.
dirig. Arzt: **Dr. Smith.**

“VICTORIA-” Nähmaschinen

Eingetr. Schutzmarke.
Waarenzeichen 8698.
Zu haben in fast allen Städten bei den Alleinvertretern.
Wenn an irgend einem Platze nicht vertreten, giebt die Fabrik die nächste Bezugsquelle an.



sind aus **bestem Material,**
ein Muster der Eleganz, Leistungsfähigkeit, Dauerhaftigkeit!
Mit patentirten Verbesserungen!
Man achte auf die Fabrikmarke!
Alleinige Fabrikanten: **H. Mundlos & Co., Magdeburg-N.**

Grosse Berliner Schneider-Akademie,
System Kuhn, seit 1880 im Rothen Schloss, befindet sich **vom 1. September 1896 an** in den mit allem Comfort der Neuzeit ausgestatteten Prachträumen des **Hohenzollernhauses Berlin W., Leipziger Strasse 117/118.**
Prospekte gratis.

Vorwerk's Velour-Schutzborde,
bekanntlich das Beste und Beliebteste, was existirt, ist **nur ächt,** wenn der auf die Borde aufgedruckte Name **„Vorwerk“** Ihnen nachgewiesen wird.
In jedem besseren Geschäft zu haben.

50% Gewichtsersparniss! Patentirt in allen Culturstaaten.

Für das Ausland Wiederverkäufer gesucht.

Mädler's Patent-Koffer

Unerreicht an Leichtigkeit, Eleganz u. Haltbarkeit.

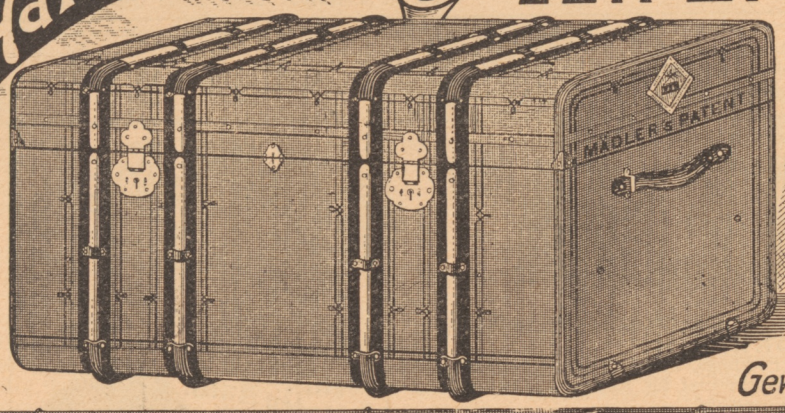
Zu beziehen nur durch Fabrik u. Versand-Geschäft

MORITZ MÄDLER
LEIPZIG-LINDENAU

Kataloge gratis.

№ 581.	66 cm lang,	44 cm breit,	34 cm hoch	Mk. 65.
„ 582.	76 „	48 „	38 „	„ 75.
„ 583.	86 „	50 „	41 „	„ 85.
„ 584.	96 „	52 „	44 „	„ 105.
„ 585.	106 „	55 „	48 „	„ 115.
№ 591.	66 cm lang,	44 cm breit,	44 cm hoch	Mk. 75.
„ 592.	76 „	48 „	48 „	„ 85.
„ 593.	86 „	52 „	52 „	„ 100.
„ 594.	96 „	57 „	57 „	„ 120.
„ 595.	106 „	59 „	61 „	„ 140.

Cabinen-Koffer
Rundreise-Koffer
Damenhut-Koffer
Grösste Auswahl.



LEIPZIG, Peters-Str. 8.
BERLIN, W. Leipziger-Str. 101/2.
HAMBURG, Neuer Wall 84.

50% Gewichtsersparniss!

Prämiirt auf der Weltausstellung Chicago 1893.

Hals-, Brust- und Lungenleiden werden am sichersten gehoben durch Trinkkuren mit

Sodener Mineralwasser

Die vorzüglichste, seit langer Zeit mit überraschendem Erfolge angewandte Quelle:

„Der Warmbrunnen (Nr. III)“

lindert sofort **quälenden Husten**, erleichtert den **Schleimauswurf**, und ist bei chronisch gewordenen **Kehlkopf- und Rachenkatarrhen** das unstreitig **beste Bekämpfungsmittel.**

Angenehm im Geschmack und mild ist der **Warmbrunnen**, ohne heftige Reactionen im menschlichen Körper hervorzurufen, von vorzüglichster Wirkung auf **Magen** und **Darm**, und seine allseitige Vorzüglichkeit ist von Seiten der berühmtesten Spezialärzte anerkannt.

Erhältlich in allen Mineralwasserhandlungen, Apotheken und Drogerien.

Jede gewünschte Auskunft ertheilt gerne die

Brunnen-Verwaltung Bad Soden i. T. (Ph. Herm. Fay & Co.).

Prospekte und Broschüren gratis und franko.

„Reinnickelgeschirre u. durch Schweissverfahren nickelplattirte Geschirre sind **stahlhart**, brauchen **nicht verzinnt** zu werden und besitzen **keinerlei gesundheitsschädliche Eigenschaften.** Sie bilden eine **Zierde** für Küche und Tafel.“

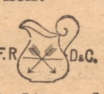
Reinnickel- und nickelplattirte Küchen- und Tafel-Geräte,

welche aus **massivem Reinnickel** oder durch Aufschweissen von Reinnickel erzeugt sind, werden von dem kaufenden Publikum noch häufig verwechselt mit solchen, welche nur durch einen galvanischen Ueberzug vernickelt sind.

Wer gute und dauerhafte Nickel-Küchen- und Tafelgeräte kaufen will, beachte daher beim Einkauf von Nickelgeschirr die Stempelung.

Durch Aufschweissen von Reinnickel hergestellte Küchen- und Tafelgeräte sind gestempelt mit **dem Procent-Stempel der Plattirung und einer der folgenden Fabrikmarken:**

Aus massivem Nickel hergestellte Tafelgeräte sind gestempelt mit „REINNICKEL“ **und einer der folgenden Fabrikmarken:**



„Unterscheidungsmerkmale: Geschirre aus massivem Nickel sind gestempelt „Reinnickel“, nickelplattirte Geschirre sind mit dem Prozentstempel der Plattirung gestempelt.“

Zu haben in jedem Geschäft der Haushaltungsbranche.

Westfälisches Nickelwalzwerk
Fleitmann, Witte & Co., Schwerte (Westfalen).
Aelteste und renommirteste Fabrik für Reinnickel-Kochgeschirr.

Niederlagen in:

Paris 64 rue de Turenne	**Brüssel** 137 rue Verte	**Amsterdam** 35/37 Kalverstraat
Wien V. 27 Ziegelofengasse	**London EC.** 4 St. Mary Axe	**New York** 101 u. 103 Duane Street

Gegen Einsendung von Mk. 30 versende incl. Fass 50 Liter selbstgebauten weissen

Rheinwein.

Friedrich Lederhos, Oberingelheim a. Rh.
Zahlr. Anerkennungen treuer Kunden.
Probefässchen von 25 Liter zu Mk. 15.—
Desgl. **Oberingelh. Rothwein** Mk. 25.—

Leinen.

Altberühmte Steinhuder Tischzeuge, Handtücher, Halbleinen etc. direkt aus der Fabrik v. **E. Schuster, Steinhude**, in jedem Quantum zu wirklich billigen Preisen zu beziehen. Man vergleiche Preis und Qualität mit anderen Offerten.

Unschädlich **ENTHAARUNG** absolut sicher ist nur durch **Antikrinin.**
Original-Dose gegen M. 2,20 in Marken bei **Dr. Perl & Co., Berlin**, Scharnhorststr. 8.

Glasen-Nachtlichte, bewährt seit 1808, geruchlos; die beste Beleuchtung für Schlaf- u. Krankenzimmer. Zwölf höchste Auszeichn., u. A. 2 Ehrendiplome, 4 silberne u. 2 goldene Medaillen (Lübeck 1895 u. Nürnberg 1896).

Lesen Sie bitte

Rausch's Haarkur: Das Haar, seine Pflege, Krankheiten und deren Heilung.
Preis 60 Pfg.
J. W. Rausch, Spec. für Haarkrankh., **Constanz St. 14.**

Damen, welche gegen hohe Provision den Verkauf von Kleider- und Rockstoffen an Private übernehmen wollen, werden um gefällige Angabe der Adresse unter **J. N. 6808** an **Rudolf Mosse, Berlin SW.** gebeten.

Antiquitäten, Münzen, Medaillen u. Briefmarken verkauft an diesbezügliche Liebhaber und Selbstkäufer **Felix Walter, Westend** bei Charlottenburg bei Berlin, Ahorn-Allee 33, Eingang: Platanen-Allee 2.

Aufforderung!

Der Seidenfabrikant Herr **G. Henneberg** in **Zürich** hat unter der Überschrift:

Ein Ehrenwort

ein Inserat erlassen, worin er sich erbietet, unentgeltlich Seidenstoff zu einer Robe denjenigen Damen zu liefern, welche vom Frühjahr 1895 bis 1896 von ihm Seide erhalten hatten, die mit mineralischem Farbstoff beschwert war.

Es hat sich herausgestellt, dass Reklamationen, welche auf Grund dieser Annonce an Herrn G. Henneberg gerichtet wurden, ohne Erfolg geblieben sind.

Im Interesse der Aufklärung des Sachverhaltes und zwecks Feststellung der Verantwortlichkeit des Herrn G. Henneberg werden diejenigen Damen, deren diesbezügliche Ansprüche auf Ersatz für fehlerhafte Stoffe nicht berücksichtigt worden sind, ergebenst gebeten, ihre Adressen, möglichst unter Beifügung des Briefwechsels und einer Probe der beanstandeten Seide, an einen der unterzeichneten Rechtsanwälte einzusenden.

C. Printzen
Rechtsanwalt
Crefeld.

Dr. F. Zehme
Rechtsanwalt
Leipzig.

Negergarn

ist das beste baumwollene Strickgarn, wird aus dem edelsten Material hergestellt und in allen Farben echt geliefert.

Neger-Estremadura **Neger-Doppelgarn**
ist in allen besseren Geschäften zu haben.
Man verlange nur Negergarn oder Strümpfe mit dem Negergarn-Etiquett.
Diamantschwarz **Lederfarben**
absolut echt und **nicht gesundheitsschädlich.**

Neue Damen-Kleiderstoffe.

Hervorragende Neuheit von der Mode äusserst günstig aufgenommen.

Waschbare, billige Damenkleiderstoffe mit Gold- u. Silberfädchen durchwirkt, wodurch eine überraschend vornehme Eleganz hervorgebracht wird.

Für Strassen- und Reisekleider besonders geeignet.

Man säume nicht Proben zu verlangen.

Vereinigte Webereien von Th. Zimmermann, Gnadenfrei i. Schles.

Versand ab Gnadenfrei und Hausdorf, Kr. Neurode.

Verlag der Bazar-Aktien-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstraße 11. — Verantwortlicher Redakteur: Gustav Dahms, Berlin. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig. — Abonnementspreis pro Jahr 10 Mark.